

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Von der Logenbrüstung“ von D. B. Warren. (S. 74)
Originalzeichnung von Enrico Buffetti.

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1900
Dreizehnter Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Der eiserne Ring.

Roman von Lore Hollweg.

(Fortsetzung u. Schluss.) (Nachdruck verboten.)

Fünfzehntes Kapitel.

Als der Oberst wieder allein auf seinem Zimmer war, kehrten seine Bedenken wegen seiner persönlichen Sicherheit zurück. Er wurde unruhig, mißtrauisch gegen alles und jeden, und je mehr die Stille der Nacht und tiefes Schweigen um ihn herrschten, desto besorgter, ängstlicher und aufgeregter lauschte er, ob nicht doch etwas um ihn herum vorgehe, was ihn bedrohe. Diese unausgesetzte Aufmerksamkeit und Angst fingen bereits an, sich in seinem Gesicht auszuprägen. Die Augen zeigten die nervöse Erregtheit des Verfolgten, und Oberst Wessing dachte schon daran, seine Zuflucht wieder zu einer blauen Brille zu nehmen.

Fassen wollte er sich nicht lassen, um keinen Preis. Er war entschlossen, jeden niederzuschießen, wenn es sich ernstlich um seine Person und um seine Sicherheit handelte. Er hatte sich zu diesem Zweck einen Revolver gekauft, der die sinnreiche Einrichtung hatte, daß sich der Sicherheitsverschluß automatisch dadurch außer Kraft setzte, indem er den Finger an den Drücker legte. Er hatte also

nur einen Griff zu machen, damit die Kugel sofort aus dem Lauf flog. Dieser Revolver verließ ihn nie. —

Als er am nächsten Morgen aus seinem Zimmer herunter kam, um zu frühstücken, war Gräfin Romiroff noch nicht sichtbar, obgleich er am Abend vorher mit ihr verabredet hatte, sie wollten zusammen nach dem kleinen Hafen von Villefranche fahren, wo eine große Segelregatta abgehalten werden sollte. In der Nacht war aber schlechtes Wetter geworden, die See ging sehr hoch, und große gegen das Ufer rollende Sturzwellen verhinderten die Regatta. Ein Kellner teilte ihm mit, daß sie auf unbestimmte Zeit verschoben worden sei.

Von Gräfin Romiroff keine Spur.

Sie wird packen, dachte er und setzte sich an die lange Frühstückstafel. Der Zug, mit dem sie abreisen wollten, ging erst nach sieben Uhr abends, so daß sie noch vor Mitternacht in Genua eintrafen. Er selbst hatte seine Koffer schon gepackt. Sie standen fix und fertig auf seinem Zimmer, und das Bewußtsein, jeden Augenblick auf und davon zu können, hatte für ihn etwas Beruhigendes.

In dem großen Speisesaal gingen die Leute hin und her. Nicht weit von ihm saß ein Herr, offenbar ein Engländer, mit einem gesunden roten Gesicht, wie man es in London auf allen Straßen sieht, und las eine Zeitung. Oberst Wessing hatte den Mann noch nicht gesehen, er mußte also erst in der Nacht oder heute früh angekommen sein. Etwas Auffälliges war daran nicht zu finden, da in einem großen Gasthofe tagaus, tagein die Fremden kommen und gehen, nur das unruhige Mißtrauen des Obersten gegen jeden, der in seiner Umgebung auftauchte, konnte ihn veranlassen, den Neuankömmling genauer ins Auge zu fassen.

Der Herr hatte ihm den Rücken zugedreht und besah die Bilder in der „Illustrated London News“. Der Oberst

hatte also alle Muße, ihn genau zu betrachten, aber es war absolut nichts an ihm zu sehen, was seine Aufmerksamkeit fesseln konnte, Kleidung, Erscheinung, Gesicht und Gestalt — alles war so gewöhnlich wie nur möglich — einer von jenen Dutzendmenschen, die kein weiteres Interesse bieten.

Nach einiger Zeit trat die Romiroff ein. Sie sah den fremden Herrn offenbar nicht, wenigstens nahm sie nicht die geringste Notiz von ihm, und auch der Oberst verlor ihn wieder aus dem Gesicht. Nur einige Minuten später sah er ihn noch einmal zufällig durch die Glasthür hindurch, wie er draußen im Flur stand und sich behäbig seine kurze Pfeife, wie sie die Engländer auch auf der Reise lieben, anzündete. Dann schlenderte er ruhig davon, in der Richtung nach der Kasinoterrasse.

„Sie haben schon gepackt, meine Teuerste?" fragte der Oberst.

„Alles fertig. Sie sehen mich ja schon in der Reisetoilette, wenn wir auch erst abends fahren. Wir haben noch den ganzen Tag vor uns. Sie werden doch heute noch einmal einen Versuch machen?"

Gräfin Romiroff sagte das alles im gleichgültigen Plauderton, trank und aß, sprach ein paar Worte dazwischen, wie um eine zufällige Pause in ihrer Mundbeschäftigung auszufüllen, und trank dann wieder.

„Was meinen Sie, Gräfin?" fragte der Oberst.

„Man sagt, daß Leute, die bereits auf dem Sprunge sind, abzureisen, die gleichsam im Flug noch einmal durchs Kasino gehen, mit Vorliebe von der Göttin Fortuna begünstigt werden. Vorige Woche soll es thatsächlich vorgekommen sein, daß ein junger Pariser Advokat, der mit seiner Frau auf der Hochzeitsreise durch Monte Carlo kam, dreihunderttausend Franken gewonnen hat, trotzdem er alles in allem noch nicht drei Stunden in Monte Carlo war."

„Dreihunderttausend Franken!"

„Ja, in drei Stunden. Das lohnt sich, nicht? Der berühmte Garcia, Sie wissen, der spanische Vabanquespieler, der der Bank von Monaco über sechs Millionen Franken abgenommen hat, soll es auch so gemacht haben. Er kam gewöhnlich abends mit dem letzten Zug von Nizza an. Eine halbe Stunde vor Mitternacht kam er ins Kasino. In zwanzig Minuten hatte er sein Spiel gemacht, und eine Stunde später war er schon wieder in Nizza. Das hat er, ich weiß nicht wie lange, fortgesetzt. Sechs Millionen! Denken Sie 'mal, Oberst. Der arme Kerl! Vorigen Winter ist er in Madrid gestorben. Auf dem Stroh. Keinen Centime hatte er mehr. Drollig. Nicht?"

Dann tunkte sie ihr Weißbrot in den Thee, biß ein Stück ab, kaute — was alles wunderhübsch zierlich und nett aussah.

Oberst Wessing paßte genau auf. Er wußte nicht, daß das eine von den vielen Spielbank-Räubergeschichten war, die die männlichen und weiblichen „Schlepper" der Bank in Umlauf setzen, um die Gimpel anzulocken.

Sie hätte das gar nicht nötig gehabt. Oberst Wessing wäre auch ohne dies wieder zur Bank gegangen, um sein Glück nochmals zu probieren. Ein hauptsächlicher Grund, daß er sich von der Romiroff hatte beschwatzen lassen, noch einen Tag in Monte Carlo zu bleiben, bestand darin, daß er nochmals spielen wollte. Nur noch einmal! Dieses Teufelswort der Spieler hielt auch ihn wie mit Raubtierkrallen fest. Wenn er dann, so dachte Oberst Wessing, während seine schöne Freundin frühstückte, mit einigen hunderttausend Franken Gewinn mit dieser in Jeterinsky saß, so würde er es wohl aushalten und das weitere in Ruhe abwarten können.

Es war immer derselbe Prozeß in der Seele dieses

Mannes. Wie bei seinem ersten Verbrechen die Sorge für das Alter dazu gedient hatte, ihm den Diebstahl moralisch weniger abscheulich zu gestalten, so diente hier die Zurückerstattung des Gestohlenen an die Geschädigten dazu, ihm das Laster des Spiels weniger gehässig zu machen. Hätte er nun wirklich einen entsprechenden Gewinn gemacht, so würde er vermutlich über die Rückerstattung an andere wieder andere Ideen bekommen haben.

An diesem Tage konnte es Oberst Wessing kaum erwarten, bis das Kasino und die Spielsäle eröffnet wurden.*) Er war einer der ersten, die eintraten, wenn sich auch die Säle dann überraschend schnell füllten, so daß ein ruhiger Beobachter auf die Idee hätte kommen können, daß die Leute eine furchtbare Eile haben müßten, ihr Geld los zu werden. Heute wollte der Oberst also einmal einen großen Coup versuchen.

An dem Tisch, an dem er Platz nahm, saß dicht neben ihm seine schöne Freundin, die Gräfin Romiroff. Er war heute zuversichtlicher besser gelaunt wie seit langer Zeit. Jetzt noch rasch, im Fluge ein paar hunderttausend Franken gewinnen und dann fort in alle Welt, nach Jeterinsky oder Gott weiß wohin — so war sein Ideengang.

Aber es ging doch nicht so rasch, wie er dachte, und wie es vermutlich bei dem berühmten Garcia oder bei dem jungen Advokaten aus Paris gegangen sein mußte. Er setzte nur auf die Nummern mit großen Chancen, denn er wollte ja heute einen Schlag machen, aber der Schlag blieb lange Zeit aus.

Der Tisch, an dem Oberst Wessing saß, war jetzt voll-

*) Spielzeit im Kasino ist während der Saison von mittags zwölf bis nachts zwölf Uhr.

ständig besetzt, so daß manchmal auch schon hinter den Spielern Stehende über diese hinweg langten, um ihre Einsätze zu machen. In diesem Gedränge bemerkte Oberst Wessing plötzlich zu seinem großen Erstaunen, wie seitwärts unter seinem Arm eine fremde Hand erschien und im wahren Sinne des Wortes lange Finger nach einem der Tausendfrankenbillets machte, die er vor sich als seine Spielkasse auf dem Tisch liegen hatte. Das ging so blitzschnell, und er war davon so überrascht, daß er momentan ganz starr war, und erst, nachdem der Diebstahl ausgeführt war, fuhr er hastig herum, um sich nach dem Uebelthäter umzusehen.

Da stand der Engländer vor ihm, den er heute vormittag an der Frühstückstafel gesehen hatte. Oberst Wessing sah sogar noch, wie der Mann seinen Schein verstohlen und mit ungemeiner Geschicklichkeit und Schnelligkeit in den Aermel seines Rockes verschwinden ließ.

„Sie haben mich bestohlen, Sir!“ schrie er, empört über die Frechheit, mit der dieser Diebstahl ausgeführt wurde.

Der andere verzog keine Miene. „Ist mir gar nicht eingefallen, Sir,“ entgegnete er ruhig.

Das brachte den Obersten natürlich noch mehr in die Hitze. „Ich habe gesehen, wie Sie mir unter meinem Arm hinweg ein Tausendfrankenbillet vom Tische fortnahmen und in Ihrem rechten Rockärmel verbargen,“ rief er und wollte nach dem Aermel fassen, um den Dieb zu überführen.

„Rühren Sie mich nicht an, Sir!“ wehrte ihm der Fremde rasch und drohend, aber noch immer mit einer herausfordernden Ruhe und Gelassenheit. „Wenn Sie irgend einen gegründeten Verdacht gegen mich hegen, so folgen Sie mir in das Bureau. Ich bin bereit, mich visitieren zu lassen. Sie aber, Sir, haben keinerlei Recht zu einem solchen Verfahren.“

„Ah, das ist stark! Kommen Sie also, Sir, kommen Sie und versuchen Sie nicht, bis dahin den Schein verschwinden zu lassen. Ich passe genau auf."

„Das thun Sie nur, Sir!" sagte der andere ruhig.

Den Diebstahl des Tausendfrankenbillets hatte wohl von den Umsitzenden niemand gesehen, der Wortwechsel aber erregte natürlich sofort Aufmerksamkeit. Das Spiel wurde an dem Tisch unterbrochen, indessen ist es im Spielsaal von Monte Carlo durchaus nichts Seltenes, daß ein Dieb seinem Gewerbe mit mehr oder weniger Geriebenheit nachgeht. Auch die Spitzbuben wollen leben, und die Verlockung ist hier durch das glitzernde Gold, durch die Bankscheine, die wie Spreu auf dem Tische hin und her geschoben werden, doch gar zu unwiderstehlich. So ist denn auch für solche Fälle eine prompte Hilfe geschaffen.

Bei den ersten lauten Worten, die zwischen den beiden Engländern fielen, eilten sofort zwei Polizeiagenten, tadellos im schwarzen Gehrock, weißer Krawatte und Cylinder, auf die Gruppe zu.

„Meine Herren, ich bitte sehr, keine Scene, keine Störung," sagte der eine von ihnen leise. „Kommen Sie mit uns nach dem Bureau, wo Ihre Angelegenheiten sofort geregelt werden. Nein, bitte, kein Wort! Die Herrschaften wollen durch solche Scenen nicht im Spiel gestört sein."

„Ich habe den Vorgang gesehen," bemerkte Gräfin Romiroff tapfer, „ich werde Sie begleiten, mein Herr, um als Zeugin zu dienen."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Madame," entgegnete der Agent höflich, „gehen wir! Nur keine Störung im Saal. Nur keine Scene."

Der Engländer ging mit den beiden Agenten voraus. Oberst Wessing und Gräfin Romiroff folgten.

„Ist Ihnen je so etwas vorgekommen, liebe Gräfin?“ fragte der Oberst noch immer furchtbar erregt und zornig, und zwar wohl weniger wegen der tausend Franken als wegen der Dreistigkeit und Frechheit, mit welchen der Diebstahl ausgeführt wurde.

„Es ist unerhört,“ bemerkte diese.

„Sie sind wirklich sehr liebenswürdig, sich meiner in dieser Sache anzunehmen,“ fuhr der Oberst fort, „und zwar hoffe ich, daß Sie mir nicht nur als Zeugin über den Vorgang, sondern auch als Dolmetsch aushelfen. Sie wissen, daß ich mit meinem bißchen Französisch keinen Staat machen kann.“

„Natürlich, natürlich, mein Freund. Ich stehe Ihnen zur Verfügung.“

Man verließ den Spielsaal durch den Haupteingang und ging durch das Vestibül nach der Haupttreppe, auf der man in die oberen Räume des Kasino hinaufstieg. Ueberall, wo der kleine Zug vorüberkam, machte er natürlich einen gewissen Eindruck, und hinter dem fremden Engländer, der zwischen den Agenten ging, klangen Ausrufungen wie: „Pickpocket — Farceur, va! — Quel drôle!“ und anderes noch Anzüglicheres. Aber der Mann verzog keine Miene. Entweder er verstand nicht, was gesagt wurde, oder er hatte eine wirklich eiserne Ruhe.

Hinter den im oberen Stockwerk des Kasino belegenen Lese- und Klubzimmern befand sich das Polizeibureau oder, wie man kurzweg sagt, das Bureau. Durch eine sehr solide, eisenbeschlagene Thür trat man in ein, abweichend von den übrigen prunkhaften und luxuriösen Räumen sehr einfach, aber auch sehr solid eingerichtetes Zimmer, das im Hintergrund noch zwei Thüren hatte, eine für die hier beschäftigten Beamten, eine andere für die überführten Verbrecher, die man nach einem sicheren Gewahrsam bringen wollte. An einem mit grünem Tuch überspannten

Tische saßen die Herren, von denen der eine beim Eintreten der kleinen Gruppe sofort aufstand und ihnen entgegenging.

Mit flüchtigen Blicken überflog er die Eintretenden und hörte dann den Bericht der Agenten an.

„Wer ist hier der Bestohlene und wer ist der Dieb?“ fragte er.

„Sie gestatten, Herr Kommissar,“ begann Gräfin Romiroff sofort in fließendem Französisch, „daß ich die Vorstellung als Augenzeugin der Scene im Spielsaal übernehme. Dies hier ist Herr Oberst Wessing aus Amerika. Er ist von jenem anderen Herrn, den ich nicht kenne, um tausend Franken bestohlen worden, was Sie sofort feststellen können, wenn Sie dessen rechten Rockärmel genau untersuchen. Ich habe deutlich gesehen, wie er den Schein in seinen rechten Rockärmel gleiten ließ.“

„Das haben Sie gesehen, Madame?“

„Sehr genau. Bitte zur Visitation zu schreiten und sich selbst zu überzeugen.“

Der Kommissar wandte sich zu dem Angeschuldigten. „Wollen Sie mir erlauben, Ihren rechten Rockärmel zu untersuchen?“ fragte er ihn.

„Bitte sehr,“ erwiderte der Mann sehr höflich, aber auch sehr ruhig und hielt seine rechte Hand vor.

Der Kommissar griff sofort zu und untersuchte den Aermel. Die Ruhe und Gelassenheit des Mannes schienen auch ihn betroffen zu machen, und er erstaunte deshalb doch einigermaßen, als er unmittelbar darauf wirklich einen Tausendfrankenschein aus dem Rockärmel hervorzog.

„Mein Herr, Sie haben ein wunderliches Portemonnaie,“ sagte er spöttisch.

„Sehr richtig, Herr Kommissar,“ erwiderte der Angeschuldigte. „Ich pflege darin noch mehr aufzubewahren. Bitte genau zu untersuchen, Herr Kommissar.“

„Eine solche Frechheit war noch nicht da!“ ereiferte sich Oberst Wessing.

Hat der Kerl vielleicht noch mehr gestohlen? dachte der Kommissar verwundert und untersuchte den Rockärmel, den ihm der Fremde mit ziemlicher Ausdauer hinhielt, genauer. Dabei fand er einen Zettel. Er besah das Ding und trat, um lesen zu können, was darauf stand, etwas mehr nach dem Licht zurück.

Auf dem Zettel stand im besten Französisch geschrieben:

„Ich bin der Inspektor Dearling bei der Londoner Geheimpolizei, von London nach Monte Carlo beordert, um den neben mir befindlichen Kassierer Allan Hooling, der hier unter dem Namen Oberst Wessing lebt, zu verhaften. Hooling hat die Firma J. & W. Funham in London um zehntausend Pfund Sterling geschädigt, wie der Polizei bekannt sein muß. Auf seine Ergreifung sind tausend Pfund Belohnung gesetzt. Da Hooling mit einem Revolver ohne Sicherheitsverschluß bewaffnet ist, so habe ich ihn, um jedes Unglück bei der Verhaftung zu verhüten, bestohlen, damit ich mit ihm zugleich vor die Polizei gebracht werde; meine ordnungsgemäße Legitimation befindet sich in meiner linken inneren Brusttasche.

Ich bitte nun um Beistand bei der Verhaftung des Hooling, und zwar folgendermaßen: ich stehe zu seiner Linken, geben Sie ihm also freundschaftlich die Hand, als ob Sie ihm für meine Verhaftung danken wollten, und halten Sie diese Hand fest. Im selben Moment werde ich die linke Hand fassen und festhalten, dem Arrestanten die Handschellen, die ich bei mir trage, anlegen und ihn vorsichtig entwaffnen.“

Allerhand Hochachtung vor einem Inspektor der Londoner Geheimpolizei, aber so etwas von sauberer, genialer Arbeit bei der Verhaftung eines höchst gefährlichen Menschen war dem Kommissar der Polizei von Monaco doch noch

nicht vorgekommen. Er warf über den Zettel hinweg einen erstaunten Blick auf den Mann, dann las er noch einmal, was da geschrieben stand. Ohne Zweifel ein feiner Plan, sorgfältig vorbereitet und meisterhaft durchgeführt.

Oberst Wessing unterhielt sich unterdessen ahnungslos mit seiner schönen Freundin.

„Ich schenke sie Ihnen, aus Erkenntlichkeit, Gräfin," sagte er halblaut zu ihr, „oder noch besser, ich kaufe Ihnen etwas Schönes für die tausend Franken, wenn wir nach Genua kommen: einen Ring, ein Armband oder ähnliches zum Andenken."

„Aber nein, Herr Oberst! Wie wird das aussehen, wenn Sie mir ein so kostbares Geschenk machen! Man wird Gott weiß was von uns glauben," wandte die Romiroff ein.

„Was thut das? Lassen Sie die Leute glauben, was sie wollen."

Plötzlich hörte Oberst Wessing eine elektrische Klingel, und gleich darauf traten zwei uniformierte Polizisten in das Zimmer. Dadurch wurde das kleine neckische Gespräch zwischen der Romiroff und Oberst Wessing unterbrochen, und letzterer sah, wie der Kommissar die beiden Polizisten leise instruierte. Er hätte es auch laut thun können, Wessing hätte ja doch nichts verstanden, so aber nahm er an, daß der Kommissar die beiden mit der Abführung des Banknotendiebes beauftrage.

Dann hustete der Kommissar leicht, als ob er damit irgend ein Zeichen geben wolle, und trat mit feierlicher Miene auf Wessing zu.

„Mein wertester Herr Oberst," sagte er, ihm freundschaftlich und höflich die Hand entgegenstreckend, „gestatten Sie mir, daß ich Ihnen unseren ganz besonderen Dank ausdrücke für Ihre Aufopferung, vermöge deren es uns

gelungen ist, einen schon längst und eifrig gesuchten Taschendieb gefährlichster Sorte dingfest zu machen."

Oberst Wessing verstand vielleicht nicht alles, was gesagt wurde, aber er sah an den freundlichen Mienen des Kommissars und der dargebotenen Hand, um was es sich handle.

„Es hat nichts zu sagen, es hat durchaus nichts zu sagen, Herr Kommissar," entgegnete er und legte seine Rechte in die ausgestreckte Hand des Beamten.

Dann zog plötzlich jemand an seiner rechten Hand, und ein anderer an seiner linken, und ehe er noch recht begriff, was das zu bedeuten habe, waren ihm beide Hände mit eisernen Handschellen aneinander gefesselt. Erdfahle Blässe überzog sein Gesicht, und seine Augen traten in gräßlicher Weise aus den Höhlen.

„Was wollen Sie? Was soll das heißen?" keuchte er wild.

„Mister Allan Hooling," rief der Engländer, „Sie sind mein Gefangener! Verhalten Sie sich ruhig. Das ist der beste Rat, den Ihnen jetzt jemand geben kann."

Dabei fühlte Hooling, wie ihm jemand aus der hinteren Tasche den Revolver vorsichtig herauszog, und gleich darauf legte Mister Dearling die Waffe auf den grünen Tisch.

Eine rasende Wut befiel den Entlarvten. Er war entwaffnet! Seine beste Hoffnung dahin! Wie ein wildes Tier zerrte er an seinen Fesseln, warf sich auf den Boden und schlug mit den Füßen um sich. „Es ist ein Irrtum," krächzte er mit trockener, heiserer Stimme mühsam hervor, „ich bin amerikanischer Bürger. Meine Papiere sind in Ordnung. Ich bin unter Halunken und Spitzbuben geraten —"

„Nein, da kommen Sie nun erst hin, Mister Hooling," warf Mister Dearling ruhig dazwischen.

„Wehe jedem, der mir etwas zuleide thut!“ fuhr Hooling wütend fort. „Ich werde jeden zur Rechenschaft ziehen. Ich bin unschuldig. Es ist ein Irrtum, ein Irrtum, ein — —“

Der Schaum trat ihm vor den Mund, sein Gesicht verzerrte sich, und plötzlich brach er ab und wurde still. Seine Augen schlossen sich, und er lag wie tot da.

Es war ein schrecklicher Anblick; die Gräfin Romiroff war vor Schreck auf einen Stuhl gesunken und bedeckte die Augen mit den Händen. Natürlich sah sie sofort, daß sie wieder einmal Unglück gehabt und mit ihren Heiratsspekulationen an den Unrechten geraten war. Eine gewisse Scham kam über sie. Sie wünschte sich weit weg. Aber man mochte vielleicht meinen, daß sie in irgend einer Weise in die Angelegenheiten Hoolings verwickelt sei, führte sie in ein Nebenzimmer und bedeutete ihr dort, das weitere abzuwarten.

Die Männer blieben mit dem am Boden liegenden Hooling allein.

„Er ist ohnmächtig geworden,“ sagte einer der Agenten, der sich über ihn gebeugt hatte.

„Er wird schon wieder zu sich kommen,“ bemerkte Dearling trocken.

— — — — — — — — — — — —

Als Hooling die Augen wieder aufschlug, müde und schwerfällig, sah er zunächst vor sich auf einer gelb und weiß gestreiften wollenen Bettdecke zwei Hände liegen, die fest und solid mit zwei eisernen Ringen aneinander geschlossen waren. Diese Hände schmerzten sehr, und daran merkte Hooling, daß es seine eigenen Hände waren. Und als er weiter hinuntersah, bemerkte er unter derselben gelb und weißen Wolldecke einen menschlichen Körper, und er dachte, schwerfällig und langsam, noch halb betäubt, daß das wohl ebenfalls sein Körper sein müsse.

Langsam und allmählich erweiterten sich seine Wahrnehmungen. Er hatte ein brennendes, trockenes Gefühl im Gaumen und in der Brust, wahrscheinlich hatte er also Durst. Das veranlaßte ihn zu rufen, aber er hörte seinen eigenen Laut nicht, er brachte nichts hervor. Er verdoppelte seine Anstrengungen, und endlich gelang es ihm, einen stöhnenden Laut auszustoßen.

Sofort trat ein großer, robuster Mann an sein Bett mit einem runden, roten Gesicht.

„Nun, kommen wir wieder auf die Strümpfe?" hörte er ihn sagen. „Nur munter, Mister Hooling, die Sache wird so schlimm nicht werden."

„Und — und die Gräfin?" fragte Hooling mühsam.

„Die müssen Sie sich freilich aus dem Sinn schlagen, die macht jetzt auf Andere Jagd."

Jetzt erkannte Hooling den Mann. Es war derselbe, der ihm die tausend Franken gestohlen hatte. Das brachte ihm, unklar und verschwommen, wie etwas, was schon in unserer Kindheit passiert ist, seinen großen Schatz ins Gedächtnis, den er in einem braunledernen Taschenbuch in seiner inneren Westentasche verborgen hatte. Es waren in diesem Taschenbuch über zweihunderttausend Franken in französischen Banknoten, die er sich in Paris eingewechselt hatte. Wo waren sie?

Wie ein Schatten huschte das alles an ihm vorüber. Dann trat mit zwingender Gewalt das Gefühl des Durstes wieder in den Vordergrund seiner Vorstellungen, und er stöhnte schwach und mühsam: „Wasser!"

Sofort hielt ihm jemand ein Glas an den Mund, und er sog das erfrischende Naß gierig in sich ein. Wie wohl ihm das that! In diesem Moment wollte es Hooling scheinen, als ob es auf der Welt nichts so Edles, so Kostbares, so Unentbehrliches gäbe als einen Trunk kalten Wassers für einen heißen Gaumen.

Erst nach einer Weile, während welcher Hooling still und nachdenklich vor sich hin gesehen, begann sich sein Geistesleben wieder zu regen.

„Wo — — — wohin?“ fragte er mühsam.

„Nach London, nach Newgate,*) wo alle Goldsöhne von London hinkommen. Nur munter! Es wird nicht halb so schlimm, als es aussieht. Alle Leute in der Surrey Street werden sich freuen, den Herrn wiederzusehen, der auf den Omnibus wartet, und Sie selbst werden wieder auf den Omnibus warten, wenn Ihre Zeit um ist. Nur Mut! Leben ist Leben, alter Junge, und nur der Tod ist Tod.“

Richtig! dachte Hooling still für sich. Leben ist Leben. Und wenn es noch so ärmlich, noch so erbärmlich hergeht, wenn man nur sieht und hört, schmeckt und fühlt, ganz gleichgültig was — nur leben, nur nicht sterben. Sie konnten ihn nicht einen Kopf kürzer machen, das war sein Trost. Und wenn es auch im Gefängnis war, es war doch Leben. Wie gut war es, dachte er, daß ihm das Aergste erspart blieb, daß man ihm den Revolver abgenommen, die Hände mit eisernen Ringen geschlossen hatte, damit sie kein Unheil mehr anrichten konnten.

Matt und müde, wie Hooling noch war, träumte er still für sich hin, seine Vorstellungen wurden immer unklarer, und endlich schlief er ein. Da gaukelte ihm der Gott des Traumes ein kurioses Bild vor. Er sah sich wieder als kleinen Jungen auf dem Pfefferkuchenmarkt in Greenwich, wohin er mit seiner alten, jetzt längst verstorbenen Tante manchmal gegangen war. Und auf dem Jahrmarkt zu Greenwich stand der kleine neunjährige Allan Hooling andächtig vor einer jener Bildertafeln, welche die

*) Das große Londoner Gefängnis.

neuesten Mordthaten und Gaunerstreiche darstellten. Er hörte im Traum sogar den Leierkasten, der dazu gedreht wurde, und die Stimme der Frau, die das Lied — die „Morithat" war natürlich in hübsche Reime gebracht, welche die Frau sang, während sie mit einem spanischen Rohr die entsprechenden Scenen bezeichnete — vortrug. Der kleine Allan Hooling stand in starres Staunen versunken vor der schrecklichen Mordthat und hörte, zu Thränen gerührt, wie die Frau mit ihrer krächzenden, abgeschrieenen Jahrmarktstimme sang. Und nun war er selbst so einer, der ins Zuchthaus kam. Aber was machte das? Ob er nun bei J. & W. Funham hinter einem vergitterten Fenster Tag für Tag saß oder in Newgate — der Unterschied schien ihm wirklich nicht so groß, daß er nicht darüber hinwegkommen sollte.

Uebrigens behandelte ihn Inspektor Dearling mit einer Rücksicht, wie eine Amme ihren Säugling. Schon nach drei Tagen war Hooling so weit hergestellt, daß er mit ihm abreisen konnte. Auch unterwegs hatte sich Hooling über nichts zu beklagen. Nur die Handschellen wollte ihm Dearling durchaus nicht abnehmen. Das war so ein kleiner Eigensinn von ihm, und er pflegte in dieser Beziehung zu sagen, daß ein Verbrecher auf Handschellen genau so ein Recht habe wie ein verdienter Minister auf seine Orden. Sonst aber konnte Hooling auf äußerste Aufmerksamkeit und Anhänglichkeit seines Begleiters rechnen.

Sechzehntes Kapitel.

Es war den Bemühungen Leonores gelungen, eine neue Stellung zu erhalten. Zum 1. Januar des neuen Jahres sollte sie als Erzieherin bei einem Gutsbesitzer in Devonshire eintreten. Die Stellung war gut bezahlt, die Anforderungen nicht über das gewöhnliche Maß hinaus-

gehend, und die Familie ihres zukünftigen Brotherrn ganz so, wie es ihr erwünscht erschien. Es waren keine großen Söhne da, nur drei kleine Mädchen, eben ihre zukünftigen Schülerinnen. Alles schien auf dem besten Wege, die Verhältnisse der jungen Dame, wenn auch nicht besonders glänzend, so doch gesichert und ruhig zu gestalten.

Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Ihr Bruder widersetzte sich auf das bestimmteste dem Vorhaben. Er schrieb ihr ziemlich energisch, daß er nicht zugeben könne, daß sie auch fernerhin als Dienerin unter fremden Leuten lebe, sondern er bestehe darauf, daß sie zu ihm zurückkehre. Es ging aus dem Brief hervor, daß er als Journalist in Deutschland eine gesicherte Stellung mit einem guten Einkommen errungen hatte.

„Und was werden Sie nun thun, Lore?“ fragte Ellis, mit der sie alle ihre Angelegenheiten freundschaftlich beriet.

„Ich werde so bald als möglich, vielleicht schon in diesen Tagen zu meinem Bruder nach Deutschland zurückkehren,“ erwiderte Leonore bestimmt.

„O,“ rief Ellis bedauernd, „also wirklich? Es gefällt Ihnen in England also nicht?“

„Doch, es gefällt mir hier recht gut. Ist es doch die Heimat meiner guten Mutter. Aber wenn mein Bruder wünscht, daß ich zu ihm nach Deutschland zurückkommen soll, und er nicht dulden will, daß ich fernerhin als Dienerin unter fremden Leuten lebe, so darf ich mich diesem Wunsch nicht widersetzen.“

„Und — — — und Mister Gordon, Lore?“ fragte Ellis leise. Es war eine vertrauliche Anfrage, wie sie nur der in letzter Zeit ununterbrochene freundschaftliche Verkehr der beiden Damen rechtfertigte. Gleichwohl erhob sich Leonore bei der Frage sofort mit einer tiefen Erregung und wurde über und über rot.

„Missis Reedholm —“ begann sie aufgeregt, stockte

aber dann wieder und zupfte verwirrt an ihrer Bluse herum.

„O, Lore, ich bitte um Entschuldigung," fiel Ellis begütigend ein, „ich dachte nicht, daß es Ihnen peinlich sei, davon zu sprechen. Lassen wir es also."

„Nein, nein, Ellis, lassen wir es nicht. Gewiß ist es mir peinlich, über alle Maßen peinlich, davon zu sprechen. Ich möchte lieber zum Fenster hinausspringen, als davon sprechen, und doch muß es geschehen, unbedingt, um ein Unglück zu verhüten."

„Aber ich verstehe nicht —"

„Nun, so hören Sie. Ich fürchte, daß Mister Lowell und Mister Reedholm aneinander geraten werden."

Nun fuhr auch Ellis erschrocken auf. „Was wollen Sie sagen, Lore?" fragte sie rasch.

„Ach, ich weiß ja nicht, wie es steht. Es ist bloß die Angst, die mich treibt, Ihnen alles zu erzählen."

„Also erzählen Sie."

„Sie wissen, daß ich Mister Gordon manchmal treffe, wenn ich nach der Stadt gehe — ohne meine Schuld, ganz gewiß."

„Ja, ja, nur weiter."

„Ich habe ihm sogar aufs strengste untersagt, mir von Dingen zu sprechen, die ich, wie die Sachen liegen, nun einmal nicht anhören kann. Er hat das auch begriffen und mich nie beleidigt, sich nie vergessen. Aber heute morgen —"

„Nun? Was war heute morgen?" fragte Ellis begierig.

„Er war ganz anders als sonst. Ich merkte es gleich. Es mußte etwas Außerordentliches vorgefallen sein. Ernst wie nie sprach er davon, daß wir uns heute vermutlich zum letztenmal sehen würden. Zuerst meinte ich, er spräche so, weil ich ihm erzählt hatte, daß ich nach Dresden ab-

reisen wolle. Dann aber sagte er, daß er möglicherweise auch abreisen werde, und als ich ihn fragte wohin, antwortete er: Miß Lore, unser Leben ist ein Unglück, weil wir es nicht verstehen."

„Weil wir es nicht verstehen? Was soll das heißen?"

„Vermutlich wollte er auf seine frühere leichtsinnige Auffassung anspielen und sagen, daß er sein Leben als ein verfehltes ansehe. Wie aber konnte Mister Gordon zu einer solchen Verwandlung gelangen, wenn ihn nicht jemand ganz energisch darauf hingewiesen hätte, wie unverantwortlich er an Ihnen gehandelt?"

„Und Sie meinen, daß dies von George geschehen ist?"

„Ich wüßte nichts anderes. Sie wissen, wie Mister Lowell über Gordon denkt. Halten Sie es nicht für wahrscheinlich, daß er ihm das geschrieben hat, und daß er eine persönliche Auseinandersetzung mit ihm sucht?"

Ellis hielt das nicht nur für möglich, sondern sogar für sehr wahrscheinlich. George Lowell war in letzter Zeit häufig nach der Bedford Street gekommen unter dem Vorwand, mit ihrem Vater geschäftliche Maßnahmen zu besprechen. Aber damit konnte er wohl diesen, nicht aber Ellis und Leonore täuschen. Das war ein Stocken und Hasten beim Reden, wenn Ellis und George Lowell zusammen sprachen, ein verstohlenes Ansehen, Erröten und Zu-Boden-blicken, eine Aufregung und verlegene Stille, die einem Blinden die Augen geöffnet haben würde. Und blind war weder Leonore noch Ellis.

„Meinen Sie nicht, daß das ein großes Unglück wäre?" fuhr Leonore nach einer kleinen Pause fort.

„O, ohne Zweifel. Ich habe immer schon daran gedacht," erwiderte Ellis nachdenklich, „und werde es zu verhüten trachten."

„Sie werden Mister Lowell heute abend sehen?"

„Ich — ich weiß es nicht, Lore,“ versetzte Ellis stockend, „aber ich vermute es.“

Frau Funham trat ins Zimmer, um ihrer Tochter eine geschäftliche Mitteilung zu machen, wodurch das Gespräch zwischen dieser und Leonore beendet wurde. Letztere verabschiedete sich nach einer Weile, um noch vor ihrer Abreise einige Besorgungen zu erledigen, und Ellis hatte im Hause hin und her zu laufen, um nach dem Rechten zu sehen. Bei all dem wurde sie aber den Gedanken nicht los, daß sich die Vermutungen Leonores als richtig erweisen könnten. Sie zitterte bei dem Gedanken an einen Zusammenstoß zwischen George Lowell und ihrem Mann, der zu einem öffentlichen Skandal führen und auf sie ein sehr schiefes Licht werfen mußte. Das mußte um jeden Preis vermieden werden.

Ellis hatte sich schon bald nach der Rückkehr George Lowells nach London, und zwar ohne irgend jemand ein Wort davon zu sagen, an eine berühmte Rechtsanwaltsfirma gewendet, um sich bei dieser über ihre rechtliche Stellung und die Aussichten eines Ehescheidungsprozesses zu erkundigen. Die Firma hieß Witt & Burnside und betrieb Ehescheidungen als Spezialität, so daß Ellis hoffen durfte, hier einen guten Rat zu erhalten. Dabei hatte Ellis erfahren, daß der Fall nicht ganz hoffnungslos sei, daß aber alles vermieden werden müsse, was dem Gerichtshof als ein gewaltthätiges Eingreifen dritter Personen erscheinen könne. Das war es offenbar, was George Lowell wollte. Er wollte mit dem Kopf durch die Wand; nicht nur um seinetwillen, sondern auch im Interesse der ganzen Angelegenheit mußte Ellis das unter allen Umständen vermeiden.

Wie sie vermutet hatte, kam George Lowell an jenem Abend nach dem Essen, um eine Tasse Thee mit der Familie Funham zu trinken. Ihr Vater nur trank des

Abends statt des Thees Punsch, um, wie er sagte, gut zu schlafen. Nur wollte es manchmal der Zufall, daß sich die Macht des Punsches zu früh einstellte, und er sanft einnickte.

Ellis ersah sich ihre Gelegenheit, stand entschlossen auf und sagte: „Ich habe Ihnen etwas zu zeigen, George. Haben Sie einen Augenblick Zeit?"

Ihre Mutter hob den Kopf etwas verwundert, ließ ihn dann aber wieder auf ihre Arbeit sinken, ihr Vater saß, den Kopf in die Hand gestützt, und beschattete die Augen mit den Fingern, damit man nicht sehen sollte, wenn er sie schloß.

George stand sofort auf. „Zeit?" fragte er verwundert. „Sie wissen, Ellis, daß ich immer Zeit für Sie habe."

„So kommen Sie," entgegnete sie kurz und trat ins Nebenzimmer. Rasch folgte er ihr und zog die Thür hinter sich zu. Dann standen sie sich — das zweite Mal in ihrem Leben — allein gegenüber. Damals, das erste Mal, waren sie beide noch Kinder gewesen. Das war heute anders. Heute fühlten beide, daß es sich um ihr Leben handelte.

„Was wünschen Sie von mir, Ellis?" fragte er ernst und aufrichtig mit einem Anflug vertraulicher Herzlichkeit; daß sie nicht um einer Kleinigkeit willen diese Unterredung unter vier Augen herbeigeführt hatte, das war ihm ohne weiteres klar.

Tiefbewegt sah sie ihm fest in die Augen und sagte leise: „Geben Sie mir die Hand, George, und versprechen Sie mir, keine Thorheiten zu machen, indem Sie Streit mit Gordon suchen."

Ueberrascht und erstaunt griff er nach der dargebotenen Rechten. „Wer hat —?" begann er, unterbrach sich aber sogleich und fuhr fort: „Ein solches Versprechen wäre ganz unnütz."

„Geben Sie mir Ihr Wort, nichts gegen meinen Mann zu unternehmen,“ wiederholte sie dringender und ängstlicher. „Thun Sie es um meiner Ruhe willen, George, thun Sie es in Ihrem und in meinem Interesse.“

„Es ist unmöglich, Ellis. Es geht nicht, was Sie von mir verlangen,“ sagte er ausweichend.

„George!“ bat sie nochmals innig.

„Sorgen Sie sich nicht, Ellis. Seien Sie überzeugt, daß, was ich auch immer thue, nur nach bestem und aufrichtigstem Wollen und Können für unser Glück und für unser Wohlergehen geschieht.“

Er schien fest entschlossen zu sein, ihrer Bitte nicht nachzugeben und auf seinen einmal gefaßten Plänen zu beharren. Seit George Lowell wußte, daß ihn Ellis liebte, hatte ihn eine Art stiller Raserei befallen, in der ihm alle Mittel recht erschienen, sich in den Besitz dessen zu setzen, was, wie er es ansah, zu ihm gehörte. Mochte man ihn und Ellis verdammen, wenn nur die Ehe mit Gordon schnell geschieden wurde. Dann wollte er mit Ellis nach Indien oder nach Amerika gehen, eine neue Heimat, ein neues Glück suchen. Das war seine Absicht.

Da zog Ellis langsam und ihn mit Thränen im Auge schmerzlich ansehend den eisernen Ring vom Finger und reichte ihn ihm zitternd hin. „Da, nehmen Sie, George,“ schluchzte sie leise und traurig, „der Zauber des Ringes ist gebrochen. Was soll er mir noch?“

„Ellis!“ rief er bestürzt und trat einen Schritt zurück.

„Nehmen Sie, George, nehmen Sie,“ fuhr sie wehmütig fort. „Vielleicht daß mit dem Besitz des Ringes ein Teil seines Zaubers wieder auf Sie übergeht, Sie sehend macht, damit Sie nicht in blinder Leidenschaft Ihr schönstes Liebesglück zerstören.“

„Ellis, Sie wollen nichts mehr von mir wissen, weil Sie mir den Ring zurückgeben!“ schrie er laut auf. „Und

ich habe Sie doch so sehr, so bis zum Wahnsinn lieb," stöhnte er dann.

„Ich sehe es," fuhr sie leise fort. „Eben deshalb sollen Sie den Ring zurücknehmen. Der Wahnsinn muß schwinden, die Vernunft wiederkehren."

„Nein, nein. Behalten Sie den Ring, Ellis, und sagen Sie mir, was ich thun soll. Ich thue ja alles, alles aus Liebe zu Ihnen."

„So geben Sie mir das Versprechen, das ich von Ihnen verlangte."

Entschlossen richtete er sich auf. „Gut, es soll so sein, wie Sie sagen, Ellis. Hier meine Hand, nur behalten Sie den Ring. Wollen Sie?"

„Aber der Zauber, George?"

„Er hat gewirkt. Aus Ihren Augen kam er. Behalten Sie immerhin den Ring. Darf ich ihn wieder an Ihren Finger stecken?"

„Und Sie versprechen mir, George — — wahr und aufrichtig?"

„Bei meiner Ehre, Ellis. Ich will mich gedulden, will warten."

Damit steckte er den eisernen Ring wieder an Ellis Finger und küßte ihn dann.

Wenige Minuten später verließ George Lowell das Haus.

Siebzehntes Kapitel.

In einem der neuen Prachtbauten von Green's Inn hatte schon seit einer Reihe von Jahren der Advokat Nathanael Looks seine Amtsstuben, zwei ziemlich große Räume für die Angestellten und Schreiber, ein Zimmer für seinen Bureauvorsteher, zwei Zimmer für sich selbst und den Salon. Der Salon war ein höchst luxuriös ausgestatteter Raum, in dem die Parteien empfangen

wurden, welche Nathanael Looks ihre Angelegenheiten zur Vertretung vor Gericht anvertrauen wollten. Das waren meist Ehemänner oder Ehefrauen, denn Looks war in Ehescheidungssachen eine anerkannte Autorität und hatte als solche großen Zulauf, trotzdem man wußte, daß er sich seine Kunst tüchtig bezahlen ließ. Man mußte dem Mister Looks aber auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er der rechte Mann am rechten Platz war. Seine dominierende Stellung hatte ihm Anstrengungen genug gekostet. Wie nämlich in dieser Welt nichts ohne Konkurrenz ist, so hatte auch Nathanael Looks früher eine Konkurrenzfirma, Witt & Burnside gehabt, die ihm schwer zu schaffen machte. Er konnte sie nicht unterkriegen, so viel er auch gegen sie unternahm. Da kaufte Looks die Rechtsanwaltsfirma den früheren Inhabern mitsamt den Klienten ab und setzte seinen Neffen, den Advokaten Thomas Looks, in die Firma ein. Das hielt Nathanael Looks lange Zeit für einen Geniestreich, denn er hoffte dadurch nicht nur die Konkurrenz los zu werden, sondern auch die Einkünfte der gegnerischen Praxis — einen Gegner mußte er ja vor Gericht doch haben — an sich zu ziehen oder doch seinem Neffen, für den er nun einmal sorgen mußte, zuzuwenden. Auch andere Vorteile bot das neue Arrangement. Neffe und Onkel besprachen nämlich, bevor sie sich vor dem versammelten Gerichtshof als Dummköpfe und Nichtswisser gegenseitig heruntermachten, alle im Termin zu machenden Ausfälle, Einwendungen und Rechtspraktiken, so daß sie sich über den Ausgang der Sache höchst selten täuschten.

So ging das eine lange Zeit ganz gut, jede neu auftauchende Konkurrenz wurde mit vereinten Kräften hinausgebissen, und Onkel und Neffe herrschten im Reiche der vornehmen Londoner Ehescheidungssachen nahezu unbestritten.

Aber es giebt bekanntlich nichts Vollkommenes auf dieser Erde, und so hatte auch Nathanael Looks seine schweren Unannehmlichkeiten; sein Neffe war nämlich bei all seiner Findigkeit und Fixigkeit als Rechtsanwalt ein Leichtfuß, dem das Geld mit großer Geschwindigkeit durch die Finger rollte. Wo kamen die ungeheuren Einkünfte von Witt & Burnside hin? fragte sich Looks. Wie kam es, daß sie noch nicht einmal zureichten, und sein Neffe in letzter Zeit alle Augenblicke um größere oder kleinere Summen an die Kasse seines Onkels appellierte? Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen.

„Sagen Sie mal, Mister Burnett," fragte Looks seinen Bureauchef, als er eben im Kassenausweise wieder solche Posten fand, „wie geht das zu? Wohin bringt Mister Thomas Looks sein Geld?"

Burnett war eine gravitätische, würdige Erscheinung im langen schwarzen Gehrock und weißer Krawatte, die sich eigentlich besser für einen Standesbeamten als für einen Bureauvorsteher bei einem Rechtsanwalt, der in Ehescheidungen macht, eignete. „Er verwettet es, Sir," antwortete er.

„Wie? Er verwettet sein Geld?"

„Ja, Sir. Auf Pferde wettet er. Er hat beim letzten Derby über tausend Pfund verwettet."

„Hm. Er hat vermutlich auf Springflower gesetzt?"

„Nein auf Goldstream."

„Da haben wir's," rief Nathanael, der selbst ein großer Sportsman war, „wie kann ein Mensch von gesunden Sinnen auf Goldstream setzen? Auf eine alte Kracke, die kaum noch zum Wurstmachen gut ist? Da muß er natürlich sein Geld verlieren."

„Das sind Ansichten, Sir. Ich habe auch auf Goldstream gesetzt."

„Die Welt wird noch toll. Das sehe ich kommen.

Die Menschen ruinieren sich, weil ein Pferd schneller läuft als das andere. Aber das kann doch Mister Thomas nicht in Verlegenheiten bringen? Tausend Pfund sind eine Kleinigkeit für ihn. Wo bringt er sein übriges Geld hin, Mister Burnett?"

Dieser zuckte die Achseln und schwieg.

„Ich bezahle ihm seine Miete, seine Wohnung, seine Bureauspesen, ich halte ihm aus meiner Tasche vier Pferde nebst Trainer, und doch macht er jedes Jahr noch Schulden? Wie geht das zu, Mister Burnett? Er schröpft doch seine Klienten auch so wie wir?"

„Er hat vermutlich auch sonst noch Liebhabereien, Sir," antwortete Burnett wieder achselzuckend, und Mister Nathanael wollte gerade danach fragen, was das wohl für Liebhabereien seien, die seinem Neffen ein so großes Stück Geld kosteten, als ein Schreiber eintrat und vor Mister Nathanael eine Visitenkarte legte.

„Dieser Herr wünscht Sie zu sprechen, Sir," sagte der Schreiber.

Nathanael Looks las die Karte. „Sir Newton Reedholm — ah, gut, ja. Mister Thomas hat mir schon davon erzählt," murmelte der Rechtsanwalt. „Er hat natürlich die Gegenpartei. Schwerer Herr, dieser Sir Newton. Lassen Sie ihn nicht warten, Fly, führen Sie ihn in den Salon."

Der Salon des Herrn Rechtsanwalts Looks war wirklich ein Muster von Eleganz und Vornehmheit. Diese kostbaren Möbel, diese schweren Portieren, diese gepreßten Tapeten machten den Eindruck, daß hier sehr hochgestellte vornehme Herrschaften verkehrten, denen es offenbar nicht aufs Geld ankam. Wieviel mochte die Ausstattung dieses Salons kosten? fragte sich Sir Newton, als er zum erstenmal hier eintrat. Der zweite Gedanke Sir Newtons war: der Salon soll wohl die gepfefferten Rechnungen

des Herrn Rechtsanwalts erklären oder rechtfertigen? Denn daß dieser aus reiner Menschenliebe für seine Klienten so viel Geld ausgebe, schien ihm nicht recht glaubhaft.

Aber es blieb ihm wenig Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn Nathanael Looks trat gleich nach ihm ein.

Eine meisterhafte Verbeugung von beiden Seiten erfolgte, die jedem Tanzlehrer oder jedem Diplomaten Ehre gemacht hätte, und dann nannten beide Herren ihren Namen, was die Förmlichkeit der Vorstellung erfüllen sollte, aber mehr so aussah, als wenn sie beide gefürchtet hätten, ihn zu vergessen und der Sicherheit halber wiederholten. Dann setzten sich die beiden Herren auf die teuren seidenen Sessel, und Sir Newton begann seinen Vortrag. Er sprach viel von einem Irrtum und von einem nicht eingehaltenen Ehekontrakt, er zeigte sogar das unglückselige Instrument vor, und Mister Looks las neugierig in diesem Schriftstück, als ob er noch niemals so etwas gesehen habe. Dann nahm er es fort und legte es in einen großen Umschlag, auf den er mit Rotstift schrieb: Reedholm contra Reedholm.

So wurde dieser unglückliche Ehekontrakt, der niemals das Licht der Welt hätte erblicken sollen, zu allem Unglück auch noch der Vater oder doch der Vorfahr von einer ganzen Masse von Urkunden, Dokumenten, Gutachten, Sportelrechnungen, gerichtlichen Erkenntnissen, Briefen und einer Unmenge anderen Geschreibsels, das alles dazu dienen sollte, den Prozeß Reedholm contra Reedholm zu fördern, noch mehr aber, dem Mister Looks und seinem wettlustigen Neffen die Taschen zu füllen.

„Sehr schön," sagte endlich der Rechtsanwalt, als Sir Newton mit seinem Vortrag fertig war, „also fassen wir die Hauptpunkte noch einmal zusammen. Zunächst können wir konstatieren: beide Ehegatten sind über die Scheidung einverstanden!"

„Sehr richtig, Sir, das ist sogar das Einzige, worüber sie einverstanden sind.“

Mister Looks schien das für einen Witz zu halten, denn er lachte gemütlich und sagte: „Ausgezeichnet! Ferner haben wir unüberwindliche Abneigung auf beiden Seiten.“

„Richtig.“

„Dann haben wir Nichterfüllung des Vertrags auf der einen und böswilliges Verlassen auf der anderen Seite.“

„Sie meinen auf seiten meines Sohnes, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Sir Newton. Er hatte sofort die Idee, daß daraufhin von anderer Seite im Falle einer Scheidung auf eine Geldentschädigung geklagt werden könne.

Mister Looks sah ihm sofort an, was er befürchtete. „Nur keine Angst, Sir Newton,“ beruhigte er ihn. „Sie wissen vermutlich noch nicht, daß der Anwalt der gegnerischen Partei mein Neffe ist.“

„Das wußte ich in der That noch nicht.“

„Sie können sich denken, mein verehrter Sir Newton, daß wir vor dem Termin alles bis aufs kleinste besprechen und ordnen. Sie wollen keine Entschädigungsklage? Gut. Sie werden keine haben. Verlassen Sie sich auf mich. Es wird Ihnen doch auf ein paar Pfund Kosten nicht ankommen?“

„Natürlich nicht.“

„Also gut. Böswillige Verlassung ohne Entschädigungsklage.“

Mister Looks schrieb sich das auf. Dann fuhr er leicht plaudernd fort: „Mister Gordon lebt in London?“

„Ja, Sir. Haben Sie dagegen etwas zu bemerken?“

„Sehen Sie, die böswillige Verlassung würde sich noch schöner machen, noch wirkungsvoller und durchschlagender ausnützen lassen, wenn sich Mister Gordon entschließen könnte, auf einige Zeit nach Frankreich oder

Deutschland zu gehen. Eine böswillige Verlassung, bei der beide Teile am gleichen Orte wohnen, sieht doch etwas zahm und matt aus. Der Richter glaubt nicht daran und wenn sich mein Neffe die Zunge aus dem Halse redet. Meinen Sie nicht auch, Sir Newton?"

„Allerdings, ganz Ihrer Ansicht, Sir. Ich besinne mich, daß mir Gordon noch gestern abend davon gesprochen hat, daß er einige Zeit nach Dresden gehen wolle, um dort Malstudien zu machen."

„Dresden? Dresden ist, wenn ich nicht ganz irre, eine Stadt in Deutschland?"

„Ich glaube wohl, Sir, daß diese Stadt in Deutschland liegt."

„Nun, lassen wir sie liegen, wo sie will, und wenn sie meinethalben in Polen liegt. Es kommt nicht darauf an. Die Hauptsache ist, daß sich Dresden für unsere Zwecke vorzüglich eignet. Schicken Sie also Mister Gordon nach Dresden. Sobald wie möglich, Sir. Es macht sich besser, als wenn er in London ist."

„Hm. Und Sie glauben, Mister Looks, daß die Scheidung zu erreichen sein wird?"

„Ja, mein teurer Sir, ich glaube wirklich, daß sich die Sache machen wird, vorausgesetzt natürlich, daß es Ihnen auf ein paar Pfund mehr oder weniger" — Looks sagte das in eigentümlicher, langgedehnter, aber sehr bezeichnender Weise — „nicht ankommt."

Sir Newton verstand diesen Wink sofort. „Wieviel darf ich Ihnen Vorschuß zahlen, mein sehr ehrenwerter Sir?"

„Sagen wir hundert Pfund."

Und als Sir Newton ein etwas langes Gesicht machte, fuhr der Rechtsanwalt begütigend fort: „Natürlich wird alles genau verrechnet. Wenn die Sache zu Ende ist, mein teurer Sir, bekommen Sie Ihre Rechnung, Penny für Penny wird spezifiziert."

Auch Sir Newton war davon überzeugt, daß die Rechnung bis ins kleinste spezifiziert werden würde. Aber ob es dadurch weniger würde, bezweifelte er. Er kannte solche Advokatenrechnungen zur Genüge. Aber was ließ sich thun?

Als Sir Newton fortging, zahlte er an der Kasse des Rechtsanwalts Looks hundert Pfund. Damit war der Prozeß Reedholm contra Reedholm im Gange. Die Maschine hatte Oel bekommen, und die Räder setzten sich in Bewegung.

Kurze Zeit, nachdem Sir Newton das Bureau verlassen hatte, trat Mister Thomas Looks, der Neffe, ein. Mister Thomas war noch ein junger Mann von einigen dreißig Jahren und hatte in seinem Aeußeren wenig, das an einen Rechtsanwalt erinnerte. Man hätte ihn vielmehr nach den Sporen und Stulpenstiefeln, der Reitgerte, den gelbledernen Reithosen für einen Zirkusstallmeister gehalten.

„Es ist gut, Mister Thomas, daß Sie kommen. Ich brauche nun nicht nach Ihnen zu schicken,“ begann Nathanael Looks geschäftig. Er nannte seinen Neffen Sie, weil er nicht wünschte, daß die Vertraulichkeit zwischen ihnen allzugroß würde. Nur wenn er ganz grob wurde, was auch von Zeit zu Zeit vorkam, dann nannte er ihn du.

„Ich komme nur auf eine Sekunde, Onkel; ich habe gar keine Zeit. Haben Sie nicht zufällig fünf Pfund bei sich?“ antwortete der junge Herr.

Erstaunt sah ihn sein Onkel an und bemerkte ein eigentümliches Zucken und Blinzeln mit dem einen Auge.

„Fünf Pfund?“ fragte er zögernd.

„Weiter nichts, aber rasch, wenn ich bitten darf. Habe wirklich keine Minute Zeit, Onkel,“ antwortete Mister Thomas und klopfte ungeduldig mit der Reitgerte auf seine Stiefel.

Mister Nathanael schien mehr Zeit und mehr Geduld zu haben und fuhr behäbig fort: „Mister Thomas, ich wünsche, mit Ihnen von Geschäften zu sprechen.“

„Ums Himmels willen, nur jetzt nicht, teuerster Onkel. Rasch die fünf Pfund, damit ich wieder fortkomme.“

„Wozu die fünf Pfund?“ fragte sein Onkel nochmals.

„Eine unerhörte Geschichte, lieber Onkel,“ begann Mister Thomas eifrig, „aber ich will sie Ihnen rasch erzählen, als warnendes Beispiel; denken Sie sich, daß wir, der junge Lord Mitchell, meine Wenigkeit und noch einige Gentlemen, im Hof des Tattersall, stehen und uns unterhalten. Sagt Lord Mitchell zu mir: „Ich wette, daß ich länger mit einem Auge in die Sonne sehen kann als Sie?“ Natürlich nehme ich die Wette sofort an. Die Unparteiischen werden ernannt, und ich gewinne den Einsatz von einem Pfund. Sagt ein anderer Gentleman, den ich noch nicht kannte, zu mir: „Ich wette, daß ich länger mit einem Auge in die Sonne sehen kann als Sie.“ Ich nehme auch diese Wette an, natürlich, denn als Sieger der ersten blieb mir ja nichts anderes übrig. Ich mache also gleichzeitig mit meinem Gegner ein Auge zu und sehe mit dem anderen in die Sonne. Ich that, was ich konnte, um wieder als Sieger aus dem Kampf hervorzugehen. Ich starre wie blind in die Sonne, das Auge fängt an zu thränen, ich sehe schon die Sonne gar nicht mehr, sondern nur noch einen großen schwarzen Fleck. Endlich ging's nicht mehr, der Schmerz wird unerträglich, und ich fürchtete für das Auge. Ich gebe also die Wette auf und sehe mich nach meinem Gegner um, der noch immer seelenruhig in die Sonne starrt. Was meinst du, Onkel, wie das zuging?“

„Nun?“

„Der verdammte Kerl hat ein Glasauge, mit dem er

natürlich vier Wochen in die Sonne sehen kann, wenn er Lust hat."

„Alter Witz, auf den schon Ihr Großvater 'reingefallen ist, Mister Thomas."

„Möglich, Onkel, aber ist es nicht haarsträubend, daß selbst so alte Witze wieder neu und jung werden, und immer wieder Leute darauf hineinfallen?"

„Der Mann mit dem Glasauge ist seine zwanzig Pfund pro Woche wert."

„Ich bin überzeugt, daß ihn Lord Mitchell nicht billiger hat, wenigstens solange der Trick noch unbekannt ist. Aber jetzt die fünf Pfund, Onkel. Die Herren warten auf mich."

Während Onkel Nathanael nun sein Taschenbuch zog und das Geld herausnahm, sagte er wie beiläufig: „Der alte Reedholm war da."

„So? War da? Hat er bezahlt?"

„Ja. Die Sache geht vorwärts. Was ist Missis Reedholm für eine Frau?"

„Bah," machte Mister Thomas geringschätzig, „nicht viel zu holen. Hat eine kleine Pension in der Bedford Street. Hat mit Ach und Krach zwanzig Pfund gebracht, kann aber vielleicht noch fünfzig schaffen."

„Und wie steht ihre Sache?"

„Gut. Sie hat so etwas von einer beleidigten Unschuld, von einer gekränkten Frauenehre, verlorenem Glück, verfehltem Leben und sonst noch was. Wird eine gute Rede vor Gericht abgeben. Aber die fünf Pfund, Onkel, ich muß wirklich fort."

„Hier. Aber ich schreibe sie auf Ihr Conto, verstanden?"

Mister Thomas steckte die Note achtlos in die Westentasche und, schon nach der Thür gehend, sagte er eilig: „Unsinn, Onkel, schreiben Sie sie nur dem alten Reedholm

aufs Conto. Er muß für beide bluten. Wir werden ihm doch das Honorar für die eben stattgehabte Konsultation der beiden Parteien nicht schenken? Wir sind also quitt, Onkel. Adieu!“ Und fort war er.

Sinnend stützte sein Onkel den Kopf in die Hand und schaute eine Weile vor sich hin. Manchmal war es ihm, als ob er einigermaßen Verantwortung für seinen Neffen trüge und er eigentlich nötig hätte, ihn hin und wieder einmal mit du anzureden, so bodenlos frivol, so gemütskalt und leichtsinnig erschien er ihm. Dann aber sah er seinen Neffen wieder im schwarzen, langwallenden Talar und der weißen Allongeperücke im Gerichtssaal stehen, hörte seine weiche, klangvolle Stimme durch die Stille der andächtig lauschenden Menge vibrieren, wenn er von verletzter Frauenehre, verlorenem Erdenglück und verfehltem Leben sprach, so innig, so hinreißend und beredt, daß kein Auge trocken blieb. Sein Neffe war einer der besten Redner in der Londoner Advokatenschaft, und wenn er sein Steckenpferd von der verletzten Frauenehre ritt, einfach unwiderstehlich. Mister Nathanael Looks konnte auf der ganzen Welt keinen besseren Gegner finden als ihn. Mit welcher Geschicklichkeit er seine Rechnungen konstruierte, war selbst unter alten, ergrauten Rechtsanwälten, die doch von dieser Sache etwas wußten, bewundernswert. Die eben stattgehabte „Konsultation der beiden Parteien“ war nur ein kleines Pröbchen davon.

Nein. Mister Nathanael Looks konnte seinen Neffen nicht mehr mit du anreden. Er brauchte ihn zu nötig, und es würde überdies wohl nichts mehr gefruchtet haben. Er war nun einmal so geworden, wie er werden mußte, eine Großstadtpflanze, intelligent, leistungsfähig, beredt und findig einerseits, und nichtig, innerlich hohl und frivol andererseits. Mister Thomas Looks konnte alles und glaubte an nichts. Die heiligsten Empfindungen des

menschlichen Herzens brachte er kunstvoll in weiche, sonorklingende Worte, klug berechnete Seufzer und Pausen, wirkungsvolle, sorgfältig einstudierte Gebärden, und seine Erholung von dieser geistigen Gymnastik waren — Spielereien, Wetten, ob ein Pferd schneller als das andere lief, oder ob einer länger in die Sonne sehen konnte als der andere.

Es half also alles nichts. Sir Newton Reedholm wurde mit fünf Pfund belastet für die „Konsultation der beiden Parteien", weil doch schließlich Mister Nathanael Looks die tollen Wetten seines Neffen nicht aus seiner eigenen Tasche bezahlen wollte.

Achtzehntes Kapitel.

Ellis hatte in jener Zeit viel zu thun, und das war für sie ein wahrer Segen. Sie hätte sonst nicht gewußt, wie sie über diese ärgste Krisis ihres Lebens hinwegkommen sollte. Leonore, die ihr sonst kräftig und zuverlässig zur Hand gegangen, war abgereist, Frau Funham gab ihrer Tochter wohl häufig gutgemeinte Ratschläge, aber es waren die Ratschläge der vornehmen Frau, die ihre Haushaltung in der Oxford Street und besonders die jetzt leere Kasse von J. & W. Funham nicht vergessen konnte. Aber Ellis mußte erwerben; statt eine Kasse zu leeren, mußte sie jetzt eine solche füllen. Ihre Eltern, die Kinder ihres Onkels John, besonders aber Witt & Burnside stellten Ansprüche an sie. Alle wollten haben, und niemand wollte bringen. Sie wurde eine praktische, scharfblickende Hausfrau, sie lernte sogar rechnen, nicht nur mit Pfunden und Schillingen, sondern auch mit Pence. Was sie niemand in der Welt jemals hätte lehren können, das lernte sie jetzt in der Schule der Notwendigkeit.

Man muß in einer Londoner Familienpension gewohnt

haben, um zu wissen, was Ellis auszustehen hatte. Alte, eigensinnige Damen, die mit ihren Möpsen oder Katzen im Hause wohnten, ausgediente Schiffskapitäne, die ewig stänkrige Pfeifen rauchten, Grog tranken und spuckten, noch nicht ganz alte Jungfern, die verrückte Liebesintriguen mit jungen Leuten anspannen, die fremd nach London kamen, und andere, oft noch sonderbarere Menschenkinder machten Ellis das Leben schwer. Allen sollte sie durch eine gewisse Ueberlegenheit imponieren, Zwistigkeiten schlichten, Eifersüchteleien beseitigen, alles um des lieben Geldes willen.

Und trotz alledem nahm Ellis nie fremde Hilfe in Anspruch. Sie hätte sich geschämt, hätte geglaubt, keine ordentliche Frau zu sein. Oft kam George Lowell in das Haus. Er mochte wohl sehen, wie schwer Ellis zu tragen hatte. An ihren verweinten Augen merkte er ihre kummervollen Nächte. Aber Ellis wies seine freundschaftlichen Anerbietungen mit einer Hast und Angst ab, daß sie George Lowell nicht zu wiederholen wagte.

Den schwersten Kummer und das größte Herzeleid, das Ellis in jener Zeit trug, sah niemand. Auch das machte sie mit sich allein ab. In langen, schlaflosen Nächten, wenn alle um sie herum Ruhe und Erquickung im Schlummer fanden, suchte sie mit ihrem eigenen Inneren ins reine zu kommen und mit der Frage ihrer Ehescheidung fertig zu werden. Hatte sie leichtfertig gehandelt? Und war es Pflicht, einen Zustand aufrecht zu erhalten, der aus einer Unbedachtsamkeit, aus einer sündhaften Unkenntnis entstanden war?

Immer und immer wieder kehrten diese Fragen in ihr zurück. Weder der beredtsame Thomas Looks, noch Leonore, noch Lowell, noch irgend ein anderer konnten ihr hierin durch einen Rat helfen. Für sich allein in ihrem Herzen mußte sie finden, was Rechtens war. Die Sach-

lage war für sie nicht eine juristische, sondern eine sittliche. Als Frau fragte sie sich: Hatte sie ein Recht an den Mann, der sie nicht liebte, der sie kurz nach der Trauung auf Wunsch seines Vaters verließ? Sollte sie als Frau sich ihm aufdrängen, einen Anspruch an seine Liebe erheben, den sie, wenn er auch juristisch statthaft war, doch in ihrem Herzen verwerflich und entehrend fand? Der auch nicht möglich war schon aus dem Grunde, daß man zur Liebe niemand zwingen kann?

Wenn sie aber einen solchen Anspruch an Gordon nicht hatte, konnte ihn oder durfte ihn dann dieser gegen sie erheben? Oder war irgend eine Pflicht vorhanden, die sie beide gezwungen hätte, ihre Ehe aufrecht zu erhalten? War es nicht vielmehr Pflicht, einem verlogenen Zustand, einer Ehe ein Ende zu machen, die keine war, nie eine gewesen war und nie eine sein würde?

Ellis wußte nichts von Recht und Gesetz. Sie war ja kein Jurist wie Mister Thomas Looks, der die gekränkte Frauenehre, das zerstörte Lebensglück fein und sauber in zierliche Redewendungen und gefühlvolle Seufzer umformte, so daß sie in die Paragraphen des englischen Gesetzbuches hineinpaßten. Ellis wußte nur, was ihr sittliches Gefühl als Frau ihr sagte, und da sie eine von jenen Frauen war, deren innerer Kern fest und gesund, und deren Kraft sich erst im Kampf entwickelt und entfaltet, so war ihr einmal erwecktes Gefühl ein sicheres und verwarf ein Verhältnis, das für sie unhaltbar, unmöglich, unsittlich war.

Aber die Erkenntnis dessen, was sie für ihr Recht als Frau hielt, verdammte sie auch gleichzeitig als Frevlerin am Heiligsten, was die Menschen auf dieser Welt verbindet, als Lügnerin vor dem Altar, wo sie geschworen hatte, ihrem Manne eine treue Frau zu sein. Da halfen keine Sophismen und Redewendungen, und zehn Rechtsanwälte

mit noch so geleckten Phrasen konnten sie nicht von dem Vorwurf freirednern, daß sie leichtfertig gewesen, daß sie beschworen hatte, wovon sie nichts wußte, nichts fühlte.

Mußte sie diesen einzigen Frevel ihres Lebens mit ihrem Glück bezahlen? Bei ihrer Reue, ihren Thränen?

Wieviel Nächte hatte Ellis in jenem trüben, unseligen Winter verweint, wie viele Thränen vergossen, wie oft nächtlicherweile in ihrem einsamen Kummer den eisernen Ring geküßt und mit tiefster Inbrunst die unleserliche, verwaschene Inschrift: „Kyrie eleison“ vor sich hin gemurmelt wie ein Gebet aus tiefster Seele! Wer weiß, was aus Ellis und ihrem Prozeß geworden wäre, wenn der eiserne Ring wie mit geheimem Zauber ihr nicht immer wieder Mut und Hoffnung, Ausdauer und Energie verliehen hätte. Nur so konnte sie den schier endlosen Seelenkämpfen und Zweifeln, den gerichtlichen Scherereien und den drückenden Opfern, die sie ihr auferlegten, mit Kraft und Entschiedenheit begegnen. Ihr Talisman bewährte sich jetzt in ihrer höchsten Not mit seiner ganzen geheimnisvollen Kraft.

Monat auf Monat verging. Wie die ganze Stadt manchmal wochenlang in nebligen, dicken Dunst eingehüllt war, daß sogar oft die Gaslaternen am Tage angezündet werden mußten, ohne daß doch der riesenhafte Verkehr der Großstadt sich dadurch hemmen ließ, so war auch Ellis in diesem ganzen Winter einem seelischen Druck ausgesetzt, der, weit davon, sie niederzuschlagen, ihr Innenleben eher festigte und belebte. Sie wollte durch und mußte es auch. Die Kämpfe, die sie nun einmal auf sich geladen, sollten durchgeführt werden, koste es, was es wolle.

Das waren die Klienten, wie sie Witt & Burnside brauchen konnten. Mister Thomas Looks ließ Ellis tüchtig bluten. Um seinen unersättlichen Ansprüchen zu genügen,

mußte sie sogar eine Schuld auf ihr Mobiliar aufnehmen. Der Prozeß drohte ein wirtschaftlicher Ruin für sie zu werden, denn als sie, der endlosen Repliken und Dupliken und der fortwährenden „Konsultationen der beiden Parteien" müde, bei Mister Thomas Looks einmal bescheiden anfragte, wann denn nun eigentlich ein Urteil zu erwarten sei, zuckte dieser die Schultern. „Solche Sachen dauern manchmal jahrelang," meinte er. Und als Ellis darob niedergeschlagen wurde und in Thränen ausbrach, fügte er tröstend hinzu: „Nur ruhig Blut, Missis Reedholm. Der alte Reedholm muß noch ganz anders bluten wie Sie."

Das war kein Trost für sie, aber sie trug ihre Last geduldig weiter und schaffte immer wieder Geld, um es zu Witt & Burnside hinzutragen, zwei-, dreipfundweise, wie sie es erhalten und entbehren konnte. Sie wußte ja nicht, daß sie ihr Geld in ein unfüllbares Danaidenfaß warf, und daß ihre Goldfüchse oft sofort aus ihrem Beutel in den des Buchmachers oder Totalisators auf den Rennplätzen wanderten. Sie sah in all dem nur eine Sühne, eine Strafe für ihren früher begangenen Frevel, und ihre beste Hoffnung war, daß es endlich damit sein Bewenden habe, und sie ihre Freiheit zurückerhalte.

Sie erwartete für das Frühjahr bestimmt eine Entscheidung. Aber Witt & Burnside hatten die Zitrone immer noch nicht bis auf den letzten Tropfen ausgepreßt. In dem betreffenden Termin kam von der Gegenpartei eine unerwartete — das heißt für alle anderen, ausgenommen Witt & Burnside unerwartete — Einwendung, der die Vertagung folgen mußte, worauf die Geschichte wieder von vorn anging.

Der Sommer kam und verging, der Herbst, der Winter und immer war noch kein Ende abzusehen. Ellis konnte nicht mehr. Sie hatte alles geopfert, was sie opfern

konnte, ohne ihre Familie von neuem dem Ruin auszuliefern. Sie war in Verzweiflung und erklärte das auch dem Advokaten. Da ging's auf einmal sehr schnell. Als Thomas Looks sah, daß nichts mehr zu holen war, wurde in einem Zeitraum von kaum vierzehn Tagen der Prozeß bis zum Schlußtermin durchgepeitscht, und dieser Termin, der letzte „in Sachen Reedholm contra Reedholm“ auf den 20. Dezember, noch unmittelbar vor den Weihnachtsferien, angesetzt.

Die Verhandlungen fanden in Old Bailey statt. Man hatte Ellis gesagt, sie möge den Termin geheimhalten, um nicht so großen Zulauf zu veranlassen. Trotzdem war der kleine Verhandlungssaal überfüllt, meist von Damen der besten Londoner Gesellschaft, die alle gekommen waren, um den jungen Looks sprechen zu hören, denn eine seiner großen Reden war in den Kreisen der „Eherechtsstudentinnen“, die natürlich wissen wollten, „wie's gemacht wird“, immer ein Ereignis. Mister Gordon war nicht zur Verhandlung erschienen, nur sein Vater war da, mit einer von Gordon ausgestellten Vollmacht.

Als Ellis den Saal betrat — sie war in tiefer Trauer und nur von ihrer Mutter begleitet — kam ihr Mister Thomas Looks mit gewinnender Höflichkeit und tiefstem Respekt entgegen, um sie nach den für sie bestimmten Sesseln zu begleiten, die unmittelbar unter seinem Rednerpult standen.

„Weinen Sie nicht, Missis Reedholm,“ sagte er mit leiser, aber eigentümlich vibrierender Stimme, so daß man es im ganzen Saal hören konnte, „sondern haben Sie Vertrauen in die Gerechtigkeit Ihrer Sache und in die Ihrer Richter.“

Ellis war zunächst etwas verblüfft. Was wollte er denn? Sie weinte ja gar nicht. Sie schlug nur den Schleier etwas zurück. Als sie aber von den ihr zunächst

stehenden Bänken, an denen sie vorüberging, einige Aeußerungen hörte, wie: „Da ist sie, das ist die Ehefrau,“ oder: „Die Arme, wie bleich und verweint sie aussieht!“ da glaubte sie zu verstehen, weshalb Thomas Looks so zu ihr sprach. Ueberhaupt kannte sie ihn an jenem Tage kaum wieder. Er erschien unter der großen weißen Perücke älter und ernster. Der lange schwarze Talar gab seiner Gestalt Würde und Ernst, und auch der Ton seiner Stimme, als er die wenigen Worte zu ihr sprach, klang so weich und gewinnend, so freundlich und herzlich, wie sie ihn nie gehört. Er behandelte sie so sorgsam, so rücksichtsvoll und liebend wie ein armes, bemitleidenswertes Kind. Sie dankte ihm für diese Zartheit und Rücksicht auf ihrem so schweren Gang innerlich aufs herzlichste; sie wußte ja nicht, daß das alles zum Geschäft gehörte, daß sie dafür tüchtig hatte bluten müssen, und daß Thomas Looks es nach dem Frühstück wieder vollständig vergessen haben würde.

Die Verhandlung begann bald nach ihrer Ankunft und zog sich sehr in die Länge. Alte, längst bekannte und schon zehnmal erörterte Geschichten wurden wieder von neuem hervorgeholt, Neffe und Onkel sagten einander die schlimmsten Dinge, und Ellis selbst mußte mehreremal persönlich über verschiedene Umstände Aufschluß geben. In den meisten Fällen war sie schon vorher über ihre Antworten vor dem Gerichtshof von Thomas Looks instruiert worden, nur einmal, als der Richter fragte, ob sie damals, als ihre Ehe in Venedig geschlossen worden sei, gewußt habe, daß eine im Ausland von englischen Beamten geschlossene Ehe dieselbe Gültigkeit in England habe wie eine im Inlande geschlossene Ehe, war sie einen Moment verblüfft. Davon war noch nie die Rede gewesen.

Gleich darauf sagte sie aber, streng bei der Wahrheit bleibend: „Ich habe damals über solche Dinge überhaupt

nicht nachgedacht. Es war damals die unglücklichste Periode meines Lebens, in der ich mich mehr mit meinen Toiletten und den verschiedenen Nuancen meiner Roben beschäftigte, als wozu mich Pflicht und Gewissen hätten drängen sollen."

Gleich darauf wurde ihre Mutter gefragt, was sie veranlaßt habe, ihrer Tochter zu der Heirat zuzureden.

„Waren Sie denn so sehr überzeugt, Missis Funham," fragte der Richter, „daß Ihre Tochter den jungen Reedholm liebe?"

„Nein," antwortete diese, „ich redete ihr vielmehr zu, weil mein Mann es wünschte."

„So, so!" meinte der Richter. „Und nun beantworten Sie mir noch eine Frage, Missis Funham. Sie wußten, daß Ihr Herr Gemahl wegen seiner mißlichen Verhältnisse diese Heirat wünschte?"

„Ich ahnte es wenigstens."

„Sie wußten auch vor der Hochzeit, daß die Firma J. & W. Funham zusammengebrochen war?"

„Ja. Ich erhielt das Telegramm am Abend vor der Hochzeit."

„Und sagten davon nichts zu Sir Newton Reedholm?"

„Nein, mein Schwager John wollte das nicht."

Dadurch erschien die ganze Ehe im trüben Licht der Spekulation, bei der Ellis nur der passive Teil gewesen war.

Nach einer kleinen Pause erhob sich unter tiefster Stille des ganzen Auditoriums Mister Thomas Looks, um nunmehr seine große Rede vom Stapel zu lassen und seine Anträge auf Trennung der Ehe zu stellen.

Mit ungemein sympathischer Ruhe und lichtvoller Klarheit setzte er den Fall auseinander. Leise und von innerer Bewegung zitternd drang seine Stimme bis in die entferntesten Winkel des gespannt lauschenden Saales. Nur

bei manchen Stellen ließ er eine nachdrücklichere Betonung durchklingen. Er schilderte das ganze Leben Ellis', besser als diese es je gekonnt hätte. In herzbewegenden, von tiefem Mitgefühl zeugenden Worten stellte er sie als Opfer jener unverständigen Machinationen dar, die in unserer Zeit nur zu häufig Glück und Freiheit, Leben und Lieben junger, ahnungslos in die Ehe tretender Mädchen bedrohen.

Ellis hörte staunend und zitternd vor Erregung zu. Es war ihr zu Mut, als ob ihr innerstes Fühlen und Denken, die intimsten Herzschläge, alles, was sie in verschwiegenen Nächten geweint und geseufzt, jetzt plötzlich in voller Oeffentlichkeit, in wohlgesetzter, meisterhafter Rede, besser als sie selbst es jemals in Worte hätte kleiden können, gesagt würde. Ihr ganzes Innere lag klar zu Tage in der Rede eines Advokaten.

Wie ging das zu? fragte sie sich. Woher wußte dieser Mann, was sie, die Frau, in innerster Seele bewegt, was sie wähnte, nur in der lautlosen Stille der durchweinten Nächte gedacht zu haben?

„Diese Ehe," sagte Thomas Looks mit seiner schönen, vollen und sonoren Stimme, „ist eines jener unglücklichen und in unseren Tagen leider nicht seltenen Produkte kurzsichtiger Spekulation, die da meint, mit pekuniären Interessen ersetzen zu können, was die Frau tief im Inneren sinnt und träumt, ohne das sie nicht leben, nicht atmen kann. Diese Ehe mußte verunglücken, auch wenn J. & W. Funham nicht zusammengebrochen wären, denn ihr fehlte die ethische Grundlage, auf der die Ehe erst das wird, was aufrichtige und ehrliche Menschen unter einer Ehe verstehen.

— — — — — — — Lieb' ist
Nicht Liebe, wenn vermischt mit Rücksichten,
Die fernab liegen von dem echten Ziel!

So sagte schon der große Herzenskündiger, der Philosoph unter den Dichtern, unser Shakespeare vor dreihundert Jahren, und noch immer haben es die Menschen nicht begriffen."

Ellis schluchzte leise auf. Sie fühlte sich getroffen. Mochte der Mann, der da sprach, nun sein, was er wollte, er griff in ihr Herz, denn er sprach wahr. Sie verzieh ihm alles, vergaß alles, was er ihr in dieser ganzen Zeit gethan, denn die Gewalt seines Wortes war unwiderstehlich. Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten, so sehr sie sich auch Mühe gab. Und wie es ihr widerfuhr, so ging es immer größeren Kreisen der Zuhörer, immer zahlreicher und lauter wurden im Saale das verstohlene Räuspern, das selbstvergessene Schluchzen, diese sicheren Vorboten der Thränen.

„Die Liebe ist nun aber einmal das heilige und unveräußerliche Recht des Frauenherzens," fuhr der Redner immer eindringlicher und nachdrücklicher, wie mit sanfter Gewalt der Ueberredung fort, „und der ist ein Frevler am göttlichen und menschlichen Recht, der der Frau dieses Recht verkümmert und verletzt. Nehmen Sie die Liebe aus dem Frauenleben, aus der Ehe heraus, und Sie schänden die Ehe, Sie vernichten nicht nur Glück und Ehre der Frau, sondern Sie zerstören damit auch den ethischen Gehalt der Ehe, zerbrechen eine der festesten Säulen, auf denen Staat und Familie ruhen. Geben Sie also dem armen, zusammenhanglosen Stammeln des getäuschten Frauenherzens nach, das um sein Recht bettelt, um das Recht, zu lieben, um seine Freiheit, das in qualvollen Nächten um seine Existenz, um seine Ehre ringt, und das nichts auf der Welt hat als den Tod, wenn Sie sein Stammeln nicht verstehen oder nicht erhören."

Als Thomas Looks zu Ende gesprochen, war er sichtlich abgespannt. Er selbst schien tief ergriffen, man sah

es ihm an. Als er sich setzte, zitterte er förmlich vor Aufregung — so schien es.

Etwa eine Stunde später verließ Ellis mit ihrer Mutter Old Bailey wieder. Im Korridor traf sie noch einmal mit Thomas Looks zusammen. Sie wollte ihm ihre Dankbarkeit aussprechen, ihr Herz war zu voll, zum Zerspringen voll. Aber Looks grüßte sie nur flüchtig, als müsse er sich besinnen, wer und was sie sei. Er hatte offenbar schon wieder andere Sachen im Kopfe.

Dann trat sie hinaus auf die Straße, tief aufatmend, küßte ihren eisernen Ring und warf einen innigen, dankbaren Blick zum Himmel. Als Frau Reedholm hatte sie Old Bailey betreten, und als Ellis Funham verließ sie es wieder. Ihre Ehe mit Gordon war getrennt, der Prozeß Reedholm contra Reedholm war aus.

Neunzehntes Kapitel.

„Trinken Sie, George!" rief Edward Funham und rückte das rotseidene Käppchen, das ihm Ellis geschenkt, in eine verdächtig schiefe Stellung. „Für uns beide wird die Bowle wohl noch ausreichen. Ja, mein lieber George, wenn man alt wird wie ich, dann bleibt man an solchen Tagen auf dem Lebensweg gern einmal stehen und schaut sich um. Man betrachtet den Weg, den man zurückgelegt, mit immer mehr Interesse und wird auf den, der noch zu machen ist, immer neugieriger. Habe ich nicht recht, George?"

„Ganz meine Meinung, Sir," erwiderte dieser.

„Der Punsch ist gut, nicht? Ellis versteht das, ich hätte nie geglaubt, daß sie das einmal so gut lernen würde. Aber was ich sagen wollte — Sie haben Ursache, George, auch Ihrerseits einmal auf dem Weg stehen zu bleiben und sich umzusehen. Sie haben alle Ursache, mit

dem Weg, den Sie zurückgelegt, zufrieden zu sein. Ihr Geschäft macht sich, Huntley Sons in London und Bombay sind eine sichere Sache, und Sie sind bei der Sache beteiligt — allen Respekt, George, Sie sind ein ganzer Kerl. Sie machen der Schule von J. & W. Funham alle Ehre. Darauf wollen wir einen tüchtigen Schluck trinken."

„Und wenn ich auf diesen Weg sehe, Mister Funham," nahm jetzt der junge Lowell das Wort, „so werde ich nie in meinem Leben vergessen, wer sich des armen, allein im Leben dastehenden Jungen angenommen, wer aus ihm einen tüchtigen Kaufmann gemacht und wer ihn auch heute wieder seiner öden Junggesellenwirtschaft entrissen und ihm einen Platz an seinem gastlichen Feuer und in seiner Familie eingeräumt hat. Nie in meinem ganzen Leben werde ich das vergessen, Mister Funham, und darauf wollen wir auch einen tüchtigen Schluck trinken."

„Kein Wort mehr davon, George," versetzte Funham mit einer gewissen Wehmut. „Es freut mich, daß Sie nicht ganz vergessen haben, wer Sie auf den Weg gestellt, auf dem Sie vorwärts marschiert sind. Aber genug davon. Prosit, George. Das Trinken an solchen Tagen ist eine gute Sache. Man spült die Thränen und die Rührung mit hinunter."

Frau Funham trat ein. „Ist Ellis nicht hier?"

„Nein, meine Liebe. Aber was hast du da in der Hand?"

„Einen Brief für Ellis."

In diesem Augenblick trat auch diese in das Zimmer. Sie war noch hochrot von der Aufregung, in die sie die letzten Wirtschaftsbesorgungen versetzt. Nun war sie fertig, nun endlich konnte auch sie Feiertag machen und sich gemütlich zu den Ihrigen an den Kamin setzen. Sie gab George vertraulich die Hand, dieselbe, an der sie ihren eisernen Ring trug, und George Lowell nahm die Hand und drückte einen Kuß darauf.

Dies erregte die Aufmerksamkeit des an diesem Abend etwas redseligen alten Funham. „Hm, hm," machte er nachdenklich, „also auch Sie, George? Also auch Sie?"

„Was fällt Ihnen auf, Mister Funham? Was meinen Sie?" fragte dieser.

„Auch Sie küssen den Ring?" fragte Funham, das Glas, aus dem er eben getrunken, auf den Tisch zurücksetzend. Das war bei der unsicheren Hand des alten Herrn eine Unternehmung, die seine ganze Aufmerksamkeit erforderte, und so sah er nicht, wie sowohl George als Ellis bei seiner Frage erröteten. Ahnungslos fuhr er deshalb in seiner harmlosen Plauderei fort: „Ich begreife dich nicht, Ellis. Wie kann man einen so schäbigen Ring von Eisen am Finger tragen? So schlimm steht es doch noch nicht mit den Funhams, daß du nicht einen guten Ring tragen könntest."

„Papa!" bat Ellis leise und befangen. Die Erörterungen ihres Vaters waren ihr offenbar höchst peinlich.

„Bah, einen eisernen Ring!" fuhr dieser verächtlich fort. „Gut, wenn du durchaus willst, so kannst du meinethalben auch einen von Draht oder von Holz tragen. Ich habe gewiß nichts dagegen. Aber es ist doch sonderbar, daß du den Ring ebenfalls wie George bei jeder Gelegenheit küssest. Das ist doch höchst merkwürdig. Ist denn das Zauberei oder treibt ihr Aberglauben? Das möchte ich mir doch verbitten. Schließlich läßt du dir deinen eisernen Ring noch durch die Nase ziehen wie die Wilden, um ihn näher am Munde zu haben. Das geht doch zu weit. George, sagen Sie selbst, ob das nicht zu weit geht. Es geht unbedingt zu weit."

Mehr als die Worte brachte ein eigentümliches Lächeln, das dabei um den Mund des alten Herrn spielte, die beiden Verbrecher außer Fassung, und es war besonders für Ellis eine wahre Erlösung, als ihre Mutter ihr den

eben eingegangenen Brief reichte, und das Thema gewechselt wurde.

„Von Lore!“ rief Ellis freudig überrascht und riß das Schreiben auf, um zu lesen. Kaum hatte sie aber einige Zeilen gelesen, als sie es mit verdächtiger Eile wieder zusammenfaltete und in die Tasche stecken wollte.

„Halt!“ rief ihr Vater. „Nichts unterschlagen. Miß Lore ist unsere Freundin so gut wie deine, wir wollen also wissen, was sie schreibt. Also vorlesen und keine Redensarten machen. Habe ich nicht recht, George?“

Ellis wurde wieder über und über rot. „Da!“ sagte sie kurz, indem sie den Brief auf den Tisch warf, und verließ rasch das Zimmer.

„Lesen, George. Nur keine Komödie. Immer lesen!“ lachte Mister Funham, und George Lowell nahm den Brief und las:

„Meine teure Ellis!

Ich bin außer mir. Sie werden es auch an der Schrift sehen, Ellis, daß ich außer mir bin. Aber ich muß Ihnen gleichwohl alles haarklein erzählen. Sonst finde ich keine Ruhe.

Also hören Sie. Soeben war Gordon bei uns — bei mir und meinem Bruder — schwingt triumphierend ein Telegramm in der Luft und sagt, daß seine Ehe mit Ihnen getrennt sei, und ich nun keine Ausrede mehr habe, und ihn heiraten müsse. Ist Ihnen je so etwas vorgekommen, Ellis? Ist so etwas erhört? Ich habe ihm natürlich tüchtig die Wahrheit gesagt und ihn gefragt, ob er sich denn nicht schäme, so rasch nach der Lösung seiner Ehe wieder eine neue einzugehen, und was die Leute davon denken sollten. Jedenfalls wolle ich die Hand zu einem so unerhörten und übereilten Schritt nicht bieten.

Er wurde sehr böse, so böse, wie ich ihn noch nicht gesehen, so daß ich ganz ängstlich wurde. Er sagte zu

mir, ich müsse doch begreifen, daß seine erste Ehe nicht er, sondern sein Vater zu stande gebracht, und daß sie nicht erst heute, sondern thatsächlich bereits seit der Trauung gelöst sei, ebenso wie er nicht erst heute eine so unwiderstehliche Zuneigung — so sagte er wörtlich — zu mir gefaßt, sondern schon seit Jahr und Tag. Ich müsse das längst wissen, und wenn ich nicht ein herzloses Mädchen sei, das nur ihr Spiel mit ihm getrieben, so müsse ich ihn heiraten. Wenn ich ihm nicht auf der Stelle eine kurze und bündige Antwort gebe, so würde er sich totschießen.

Sie können sich denken, Ellis, wie ich bei diesen fürchterlichen Worten erschrocken bin. Glauben Sie, daß er sich wirklich totschießen würde, wenn ich nein gesagt hätte? Ich glaube es, denn er war ganz aufgeregt und wild.

Was soll ich nun thun, meine teure Ellis? Ich weiß mir keinen Rat. Ich habe ihm gesagt, er müsse warten; er sei nicht der Mann, dem man sich so ohne weiteres anvertraue, und er müsse erst beweisen, daß seine Zuneigung ehrlich und von Dauer sei. Er habe schon einmal sein Wort gebrochen, und ich wolle nicht, daß er es ein zweites Mal breche.

Aber wenn er nun nicht warten will, was soll ich denn dann thun, meine Beste? Bitte, bitte, schreiben Sie mir recht bald, was ich thun soll, wenn er nicht warten will. Ich habe so schreckliche Angst, daß Gordon etwa in der Aufregung oder in der Uebereilung — — —

Nun schreiben Sie mir nur ja recht bald und grüßen Sie Mister Lowell und Ihre Eltern und alle unsere Londoner Bekannten recht herzlich von Ihrer treuen

Lore."

„Hahaha!" lachte Funham. „Das ist Unsinn, nicht wahr, George? Ich sage, das ist Unsinn. So rasch schießt sich niemand tot. Und Miß Lore — — — Sie soll

ihn ruhig heiraten. Die Leute mögen sagen, was sie wollen. Nicht, George? Was soll denn weiter werden?"

„Freilich, freilich, Mister Funham," erwiderte der junge Lowell zerstreut, als ob er irgend etwas anderes im Kopfe hätte, „was soll denn weiter werden?"

„Das ist immer so: die Frauenzimmer machen eine Menge Umstände um eine Sache, die doch ganz einfach ist. Nicht, George? Sie soll ihn heiraten. Dann werden sie schon alle beide Ruhe haben. Nicht, George?"

Diesmal antwortete aber der junge Mann nicht, denn er war leise aufgestanden, und als Funham aufsah, bemerkte er gerade noch, wie er durch die Thür, durch welche Ellis soeben das Zimmer verlassen, davonschlich.

Frau Funham sah das auch und hatte wohl unwillkürlich die Idee, aufzustehen und nach Ellis zu sehen, aber ihr Gemahl legte die Hand auf die ihre und nötigte sie so zum Sitzenbleiben.

„Die Liebe schleicht, wenn sie nicht gehen darf, meine Beste," sagte er leise zu seiner Gattin, „laß sie schleichen. Wir haben einmal eine Dummheit gemacht, Martha. Geben wir acht, daß wir's endlich auch einmal wieder gutmachen."

Frau Funham blieb sitzen, und der junge Lowell drückte leise und geräuschlos auf der anderen Seite des Korridors eine Thür auf, von der er wußte, daß sie in Ellis' Zimmer führte.

Als er eintrat, sah er Ellis auf einem Sessel sitzen, den Rücken ihm zugewandt, das Taschentuch vor den Augen, als ob sie weine.

Leise ging er näher und wollte ihr eben sanft die Hände vom Gesicht nehmen, als Ellis ihn hörte und blitzschnell in die Höhe fuhr.

„George!" rief sie aufgeregt und zitternd.

Dann nahm er ihre beiden Hände in die seinen.

„Was werden Sie an Lore schreiben, Ellis?“ fragte er leise. „Muß der arme Gordon noch immer warten?“ Freundlich lächelnd und bittend sah er ihr in die Augen.

„O, er muß warten, George,“ sagte sie ängstlich, „er muß unbedingt warten. Das geht ja nicht — —“

„Und wie lange muß der Aermste noch warten? Nicht zu schnell, Ellis, bedenken Sie wohl, ehe Sie sprechen, wie hart und grausam das Warten unter Umständen sein kann.“

„Bis zum Frühjahr muß er mindestens warten, George. Eher auf keinen Fall,“ sagte sie, ihm tief in die Augen sehend.

„Und ich?“ fragte er.

Es war nur ein leiser, kaum vernehmbarer Hauch, aber Ellis schauerte unter ihm zusammen. Ein leises Zittern überlief sie, und die Augen schließend lehnte sie sich an ihn an.

„O George!“ seufzte sie.

„Du kommst ja doch nicht mehr los, Ellis. Mein Ring hält dich fest. Du weißt es doch. Weshalb also noch lange warten?“

„Nein, nein, George,“ antwortete sie plötzlich wieder lebhafter, „wir müssen auch warten — bis zum Frühjahr; ich bitte, ich beschwöre dich, George, warte noch bis zum Frühjahr. Es geht wirklich nicht anders.“

Langsam neigte er sich zu ihr herab und küßte sie lange und innig auf den Mund.

„Also wirklich erst zum Frühjahr, Ellis? Ich habe doch schon so lange warten müssen.“

„Zum Frühjahr, George.“

Nach einer ziemlichen Weile schlichen sie wieder zurück, eines nach dem anderen, es sollte niemand merken.

Als sie dann aber in dem traulichen und behaglichen Zimmer beim Punsch wieder beisammen saßen, konnte es

der alte Funham nicht mehr aushalten und platzte heraus: „Also bis zum Frühjahr muß er warten — — der arme Gordon? Wirklich bis zum Frühjahr?“

Dabei lachte er gemütlich und stieß seine Frau verstohlen an und lachte wieder.

Ellis wurde verlegen, und der junge Lowell dachte, daß die beiden alten Leute wohl gehorcht haben müßten. Wenn sie aber doch schon alles wußten, brauchte man am Ende nicht einmal bis zum Frühjahr zu warten.

„Ja, ja,“ erklärte indes Ellis ziemlich energisch, „bis zum Frühjahr muß Mister Gordon warten. Dabei bleibt's.“

Ende.

Von der Logenbrüstung.

Eine australische Liebesgeschichte. Von D. B. Warren.

Mit Illustrationen von Enrico Buffetti.

1.

(Nachdruck verboten.)

Seit acht Tagen saßen sie einander gegenüber an demselben Tisch im Lesesaal. Mit einem flüchtigen Blick hatte sie bemerkt, daß er juristische Werke studierte, während sie sich mit einem kunstgeschichtlichen Thema abmühte. Sie schlug sehr häufig die dicken schweren Bände der Encyclopaedia Britannica nach, des kolossalen Werkes, das für England und seine Kolonien dieselbe Bedeutung hat wie das Konversationslexikon für Deutschland. Er half ihr hin und wieder beim Hantieren mit den schweren Bänden, und so waren sie dazu gekommen, beim Herantreten an den Lesetisch und beim Verabschieden sich durch eine stumme Verbeugung und ein Kopfnicken zu begrüßen. Worte waren zwischen ihnen nicht gewechselt worden, bis auf ein halblautes „Besten Dank“ und „Danke Ihnen“. Eine Unterhaltung wäre auch nicht gut möglich gewesen, denn im Lesesaal der Bibliothek der Stadt Melbourne ist jede Unterhaltung streng verboten.

Der Boden der riesigen Halle ist mit dicken Teppichen bedeckt, so daß jeder Schritt unhörbar wird. Lange Tische, grün bezogen, bequeme Stühle bieten für die Lesenden allen Komfort, und für jedermann steht die Bibliothek, die mehr als hundertzwanzigtausend Bände zählt, zur



freien Verfügung. Es herrscht in dieser Bibliothekshalle von früh bis abends viel Verkehr, viel Kommen und Gehen, denn hinter dem Bibliothekssaal befindet sich in

einer immensen Rotunde der Zeitungslesesaal, in dem fast sämtliche Zeitungen der Welt zur Lektüre für jedermann bereit liegen.

Es war abends gegen sechs Uhr. Sie schlug ihr Schreibheft zu und brachte die Bücher, die sie benutzt hatte, auf ihren Platz zurück. Dann machte sie ihrem Gegenüber eine leichte Verbeugung und ging davon. Sie war vielleicht zwanzig Jahre alt, blond und blauäugig und so hübsch, wie ein junges Mädchen nur sein kann, das in der Kolonie Victoria lebt, welche bekanntlich das herrlichste Klima der Welt und den Ruhm hat, die schönsten Mädchen in ganz Australien aufzuweisen.

Auch er packte jetzt seine Bücher zusammen und rüstete sich zum Gehen. Er war etwa achtundzwanzig Jahre alt, kräftig und hoch gewachsen wie die meisten Australier englischer Abkunft. Seine Kleidung war anständig, aber nicht geckenhaft.

Er holte in der Garderobe seinen Hut und trat in die schöne Vorhalle des Bibliotheksgebäudes. Dort traf er sie wieder. Sie stand ratlos da, denn ein wahrer Wolkenbruch ging draußen nieder. Sie hatte keinen Schirm, und da er auch nichts hatte, was ihn gegen den Regen schützen konnte, blieb er ebenfalls stehen, indem er sich lächelnd zu ihr wandte mit den Worten: „Da sitzen wir schön in der Klemme. Wie ich das Wetter kenne, hört das so leicht nicht auf."

„Aber ich muß nach Hause, nach Brunswick," versetzte sie erregt.

„Sehr schlimm," lächelte er. „Ich muß noch über Brunswick hinaus nach Coburg."

Melbourne besteht eigentlich aus einem Dutzend verschiedener Orte, die durch Parkanlagen miteinander zusammenhängen. Nur das Zentrum heißt Melbourne, ringsherum breiten sich die Vorstädte aus, von denen

Coburg die nördlichste ist. Noch eine Eigentümlichkeit hat Melbourne: es besitzt weder elektrische noch Pferdebahnen, nur Omnibusse.

„Da kommt ein Omnibus," sagte sie, worauf er sofort erwiderte: „Ich werde ihn anhalten," und hinausstürzte, trotzdem er dabei pudelnaß wurde. Er hielt richtig den Omnibus an, und nun kam auch sie in vollem Laufe die Stufen der breiten Freitreppe herunter, über die Straße und schlüpfte mit ihm zusammen in den Wagen, in welchem zum Glück noch zwei Plätze frei waren.

„George Brady," stellte er sich vor, und sie erwiderte leise: „Margery Tipper."

Dann wendete er sich an den Kutscher, um durch das Fenster in der Vorderseite des Omnibus ihm das Fahrgeld für zwei Personen, zwei Pence, zu geben. Die Omnibusse in Melbourne haben nämlich keinen Schaffner. Brady steckte die beiden Fahrscheine ein, worauf Margery Tipper ihr Portemonnaie zog und durchaus bezahlen wollte. Er bat dringend um die Erlaubnis, die Kleinigkeit für sie auslegen zu dürfen; aber sie bestand darauf, ihm den Penny wiederzugeben. Als er ihr dann einen Fahrschein geben wollte, sagte sie dankend, er solle ihn nur behalten; sie steige doch in Brunswick aus, und er fahre weiter. Dann kamen sie in ein Gespräch. Sie erfuhr, daß er Rechtskandidat sei, der soeben sein Examen als Anwalt bestanden habe, und er erfuhr, daß sie Kunstgeschichte studiere. Sie sagte ihm, sie sei aus Sandhurst, und er erzählte ihr, er habe bis zu seinem fünfzehnten Jahre in England gelebt. Dann erst sei er mit seiner Mutter nach Australien gekommen.

Unterdes erreichte der Omnibus Brunswick, und Margery Tipper stieg aus. Der Regen hatte glücklicherweise nachgelassen. Als der Omnibus weiterfuhr, sah George

Brady hinaus, und Margery nickte ihm zum Abschied noch einmal zu. —

Am nächsten Tage hatte Brady in der Bibliothek des Parlaments zu thun, wo sehr viele juristische Werke zu finden sind. Den zweiten und dritten Tag arbeitete er in der juristischen Bibliothek im Justizpalast, und so kam er erst nach fünf Tagen wieder nach dem Lesesaal der großen Bibliothek. Es war ihm sehr unangenehm, den Platz Margerys leer zu finden. Er blickte immer nach der Thür, als erwarte er, sie müsse erscheinen. Aber sie kam nicht, und früher als sonst schlug George die Bücher zu und ging davon.

Abermals vergingen acht Tage, ohne daß sich die beiden jungen Leute begegneten. Dann machte sich Brady auf die Suche. Er hatte mit Margery etwas sehr Wichtiges zu besprechen, eine geschäftliche Angelegenheit. Er vermutete, daß er sie in der Nähe der Universität in den Vormittagsstunden am besten treffen würde, und er hatte sich nicht getäuscht. Sie kam aus dem prächtigen Universitätsgebäude heraus in Begleitung einer anderen jungen Dame. Von dieser aber trennte sie sich bald, und nun redete Brady sie an.

„Ein unglückliches Ungefähr hat uns bisher an einer Wiederbegegnung verhindert, Miß Tipper," sagte er nach der ersten Begrüßung, „und doch muß ich Sie dringend sprechen. Ich habe mir daher erlaubt, Sie hier aufzusuchen."

Sie sah ihn erstaunt und fragend an. Er zog aber seine Brieftasche hervor, entnahm ihr vier Fünfpfundnoten und hielt sie Margery hin.

„Wir müssen uns nämlich über dieses Geld auseinandersetzen," fuhr er erklärend fort. „Es wird Ihnen bekannt sein, daß die Omnibusgesellschaft jeden Fahrschein mit einer Nummer bedruckt, die gleichzeitig eine Lotterie-

nummer ist. Alle Vierteljahre wird eine Nummer gezogen. Das Publikum soll durch diese Lotterie veranlaßt werden, fleißig die Omnibusse zu benutzen. Als ich das Vergnügen hatte, vor vierzehn Tagen mit Ihnen zusammen im Omnibus zu fahren, nahm ich zwei Fahrscheine für uns beide. Wie ich vor drei Tagen aus den Zeitungen erfahren habe, ist einer dieser Fahrscheine mit dem höchsten Gewinn von zwanzig Pfund gezogen worden. Trotzdem ich Jurist bin, weiß ich nicht, welcher Fahrschein der Ihrige, welcher der meine war. Wem gehört also das Gewinnbillet? Sollen wir über diese schwierige Frage prozessieren?"

Margery lachte. „Nein, lieber nicht. Das einfachste wird sein, Sie behalten das Geld, denn Sie haben die beiden Scheine eingesteckt und aufbewahrt. Hätte ich meinen Fahrschein gehabt, ich hätte ihn wie immer nach der Fahrt weggeworfen, und der Gewinn wäre mir also jedenfalls entgangen."

„Nein, mein Fräulein, dem kann ich nicht zustimmen," erklärte George. „Sie haben entschieden Anrecht auf die Hälfte des Gewinns, und ich bitte Sie, diese anzunehmen."

Gegen diese Zumutung lehnte sich aber Margery auf, sie beharrte darauf, sie hätte unter allen Umständen den Fahrschein weggeworfen, wäre also doch nicht zu dem Gewinn gekommen.

Die beiden stritten sich so lange, bis sie auf ein anderes Gespräch kamen. Dann gingen sie in dem Royal Park hinter der Universität spazieren, sprachen davon, wie schön der Sommer in Melbourne sei, und wie herrlich der Park, und wie interessant das Leben, kurz, unterhielten sich so gut, daß ihnen die Zeit im Fluge verging, und Margery plötzlich mit komischem Erschrecken bemerkte, die Vorlesung über italienische Renaissance werde sofort beginnen, sie müsse in höchster Eile fort.

Beide liefen nun der Universität zu, Margery reichte ihm flüchtig die Hand und verschwand im Gebäude. George Brady aber sah ihr lange nach und sagte dann: „Da! Nun haben wir uns doch nicht über das Geld auseinandergesetzt."

Natürlich war das Grund genug, am nächsten Tage wieder eine Stunde mit Margery spazieren zu gehen, und auch diesmal konnten sie sich über den Gewinn nicht einigen.

George kam es vor, als wünsche Margery selbst die schließliche Auseinandersetzung zwischen ihnen nicht, als mache es ihr Spaß, immer neue Veranlassung zu haben, sich mit ihm zu streiten. Tag für Tag wiederholten sich die Zusammenkünfte, und George hätte der schönen Margery schon längst seine Liebe erklärt, wenn nur seine materiellen Verhältnisse besser gewesen wären. Aber so wagte er es nicht.

Er befand sich in der That in einer unangenehmen Lage. Er hatte seine Lehrzeit als Anwalt hinter sich, hatte in einem Rechtsbureau gearbeitet, hatte die Studien auf der Universität absolviert, sein Examen bestanden und hätte jetzt praktizieren können. Aber dazu gehört in Australien ein Gewerbeschein zum Preise von fünfzig Pfund, das heißt tausend Mark, und die besaß George nicht. Er war arm, hatte seinen Vater frühzeitig verloren, worauf seine Mutter mit ihm nach Australien zu einem Bruder ging, der Junggeselle war und im Norden auf einer Farm lebte. Dort blieb Frau Brady mit ihrem Sohn zwei Jahre, dann starb sie, und bald darauf auch der Bruder. George erbte das kleine Anwesen und ging mit der geringen Summe Geldes, die aus dem Verkauf desselben herauskam, nach Melbourne. Diese Summe war vollständig aufgebraucht, und wenn er nicht eine Stellung an einer Fortbildungsschule erhalten hätte, wo er allabendlich

unterrichtete, so würde er nicht einmal sein Leben haben fristen können.

Er war freilich voller Hoffnung auf die Zukunft. Aber mit bloßen Hoffnungen kann man nicht heiraten. Das ist sicher. —

Es waren genau vier Wochen verstrichen nach der ersten näheren Bekanntschaft mit Margery. George erwartete sie an der Straßenecke. Als Margery kam und ihn begrüßte, hatte George das Gefühl, daß sie ihn mit anderen Augen ansehe als sonst. Das Gespräch stockte bald, und George verfiel wieder auf die Auseinandersetzung wegen des Geldes.

Zu seinem Erstaunen sagte Margery plötzlich: „Geben Sie also die zwanzig Pfund her. Wir müssen zu einem Ende kommen, und da Sie durchaus darauf bestehen, will ich das Geld nehmen.“

Etwas verblüfft nahm George die zwanzig Pfund aus seiner Brieftasche und übergab sie der jungen Dame. Er war stark enttäuscht. Er hatte doch jedenfalls Anspruch auf die Hälfte des Gewinns, und diese zehn Pfund waren schon eine Hilfe zur Bezahlung der fünfzig Pfund für die Anwaltslicenz.

Aber Margery steckte das Geld ein, als habe sie das schönste Recht darauf, und bemerkte dann: „Ich fahre auf einige Tage nach Hause, und zwar heute abend.“ Darauf reichte sie ihm flüchtig die Hand und ging, ohne ein weiteres Wort zu sagen, in das Universitätsgebäude.

Dieser Tag war einer der schlimmsten im Leben Georges. Er konnte sich das Benehmen der Geliebten nicht erklären. Sie mußte doch fühlen, daß seine Behauptung, ihr gehöre der Gewinn, nicht ernst gemeint sei, sondern nur ein Vorwand, die Abwickelung der Angelegenheit zu verzögern. Wie konnte sie das Geld nehmen? Er wurde irre an ihrem Charakter. Hatte sie vielleicht nun

mit ihm brechen wollen, weil sie erfahren, daß er ein armer Teufel sei?

Er schlief trotzdem in der Nacht sehr gut, wie es das Vorrecht der Jugend ist, und der Briefträger mußte am nächsten Morgen ziemlich lange klopfen, ehe George aus dem Bett stieg und ihm aufmachte. Der Briefträger hatte einen eingeschriebenen Brief, und als Brady diesen öffnete, fand er darin die Erlaubnis zur Ausübung der Advokatur und die Quittung über für ihn am Tage vorher eingezahlte fünfzig Pfund.

In demselben Augenblick wußte er, daß Margery ihm die zwanzig Pfund abgenommen und dreißig Pfund dazu gelegt hatte, um den Gewerbeschein zu kaufen. Dieser Gedanke hatte etwas Hochbeglückendes, zugleich aber auch etwas Beschämendes für ihn.

2.

Sandhurst war im Jahre 1885, zu welcher Zeit unsere Geschichte spielt, die drittgrößte Stadt der Kolonie Victoria und zählte ungefähr dreißigtausend Einwohner. Sie war aus einem Goldgräberlager entstanden, und in ihrer Nachbarschaft liegen heute noch goldhaltige Quarzriffe, welche durch kapitalkräftige Gesellschaften ausgebeutet werden. Außerdem hat die Stadt eine nennenswerte Industrie, Eisengießereien, Weinbau, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater und Wasserleitung. Auch die Umgegend ist wohlhabend.

Diese Angaben über die Stadt Sandhurst standen in einem Briefe, der von Margery fünf Tage später an George anlangte. Margery fügte noch hinzu, daß sie Sandhurst für außerordentlich geeignet zur Niederlassung eines jungen Anwalts halte. Ihr eigener Vater sei allerdings der erste Anwalt der Stadt; sie hoffe aber, er werde einen jungen Kollegen unterstützen. Außer ihrem

Vater seien noch zwei Rechtsanwälte vorhanden, welche reichlich Geld verdienten, und der vierte Anwalt würde wahrscheinlich auch in kurzer Zeit eine gute Praxis bekommen. Wenn George ihr antworten wolle, möge er nicht direkt schreiben, sondern postlagernd. Sie werde überhaupt nicht mehr nach Melbourne zurückkehren, weil ihr Vater wünsche, daß ihre Studien aufhörten.

Der Inhalt des Briefes bewies George, daß die Neigung, die er für Margery empfand, erwidert wurde. Margery wollte ihn in ihrer Nähe haben, und die Art und Weise, wie sie sich um seine Zukunft kümmerte, war für ihn sehr beglückend.

George löste sofort seine Verbindlichkeiten in Melbourne und reiste nach Sandhurst, um sich dort einzurichten. Kredit bekommt ein junger Anwalt in Australien leicht.

Die Stadt machte auf ihn einen sehr günstigen Eindruck. Die King William Street, die Hauptstraße, war breit, mit palastartigen Gebäuden besetzt und hatte hochelegante Läden. Hier lagen auch die Banken, die Bureaus der Anwälte, die Geschäfte der größten Kaufleute. Draußen in der Avenue Road lagen die Villen der reichen Bewohner von Sandhurst. Dort wohnte auch Margerys Vater, der Anwalt Tipper, der gleichzeitig Syndikus fast sämtlicher in Sandhurst domizilierten Banken war.

Ein Anwalt in England oder in den englischen Kolonien ist in keinem Sinne ein Beamter oder eine Gerichtsperson der Art, wie wir in Deutschland sie kennen. Der Rechtsanwalt, der sein Examen gemacht und seinen Berechtigungsschein bezahlt hat, ist nichts als ein Geschäftsmann, der eine Kundschaft zu erwerben sucht, ganz wie jeder Kaufmann. Der Staat und das Gericht kümmern sich nicht um den Anwalt. Hat er viel Kundschaft, führt er viele Prozesse und mit Glück, so genießt er Ansehen bei den Gerichtsbehörden; wenn er aber keine Kund-

schaft bekommt und verhungert, so kümmert sich niemand darum. Aus der Zahl der angesehenen älteren und tüchtigsten Rechtsanwälte werden allerdings die Richter gewählt; aber Richter zu werden, ist nicht leicht und glückt eben nur dem bewährten Anwalt nach langjähriger Praxis. Manche Anwälte, die ein gutes Einkommen haben, verzichten auch gern darauf, zu Richtern ernannt zu werden.

Im botanischen Garten zu Sandhurst trafen sich George und Margery zum erstenmal nach ihrer Trennung. Es war ein eigentümliches Wiedersehen. Margery war sehr verlegen und hatte Thränen in den Augen, und George wußte auch nicht recht, was er sagen sollte. Zum Glück war gerade niemand in der Nähe, und die Stelle, an der die beiden jungen Leute standen, so gedeckt nach allen Richtungen durch dichte Gebüsche, daß es kein Mensch sah, als sie sich wortlos in die Arme sanken, nachdem sie lange stumm Hand in Hand voreinander gestanden hatten.

Das war einer der glücklichsten Tage in dem Leben der beiden jungen Leute. Margery erzählte, ihre Mutter sei tot, sie habe eine Stiefmutter, die aber sehr liebenswürdig gegen sie sei und ihr zur Seite stehe wie eine ältere Schwester. Sie bat den Geliebten, morgen zur Besuchszeit sich ihrem Vater vorzustellen und ihn um seine Beihilfe bei der Niederlassung als Anwalt zu bitten. Sie wolle vorher zum Vater gehen und ihm ihre Liebe gestehen und den Vater ebenfalls um Hilfe für den Geliebten bitten. George war ganz überwältigt von der Fürsorge des lieben Mädchens, und man trennte sich voller Hoffnung und Freude.

Aber es ist leider eine feststehende, wenn auch unangenehme Thatsache, daß Väter in praktischen Dingen ganz anders denken als verliebte Töchter. Als Brady am nächsten Tage in der Avenue Road in Tippers Haus erschien, empfing ihn der Besitzer, ein ernst dreinblickender



und geschäftsmäßig aussehender bartloser Herr, äußerst kühl.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich weiß, was Sie zu mir

führt, muß Ihnen indes erklären, daß aus der Sache nichts werden kann. Wir sind hier in Sandhurst drei Anwälte, ein vierter ist vollständig überflüssig. Ich rate Ihnen, sofort den Ort wieder zu verlassen, denn ich kann Ihnen versichern, wir drei Anwälte werden alles mögliche thun, um Ihnen hier die Niederlassung zu verleiden. Sie verschwenden nur unnütz Ihr Geld und Ihre Zeit. An eine Verbindung meiner Tochter mit Ihnen ist gar nicht zu denken. Margery wird in nächster Zeit den Sohn eines meiner Freunde heiraten; diese Ehe ist schon seit zehn Jahren zwischen mir und meinem Freunde verabredet. Sie werden meine Tochter nicht mehr sehen, und ich erwarte von Ihnen als Ehrenmann, daß Sie keine Annäherungsversuche machen und nicht heimlich versuchen, mit ihr in Verbindung zu treten. Also auch um meiner Tochter willen wird es sich empfehlen, wenn Sie Sandhurst sofort verlassen. Das war es, was ich Ihnen mitzuteilen hatte."

Tipper erhob sich und gab damit das Zeichen, daß der Besuch entlassen sei. George verbeugte sich, ohne ein Wort zu sagen, und ging. Er war klug genug, nicht einen Wortstreit zu beginnen, der seine Stellung gegenüber Tipper nur noch verschlechtert hätte. Allerdings war er weit davon entfernt, seine Absichten auf Margery aufzugeben, vielmehr entschlossen, die Sache durchzufechten, um den Herren Kollegen, die ihn so schnöde wieder hinauskomplimentieren wollten, zu zeigen, was er könne.

Er mietete sich also eine Wohnung mit einem kleinen Bureau in einer Nebenstraße, entlieh einige Möbel aus einer Möbelhandlung, machte Besuche bei den Richtern am Bezirksgericht, wurde dort mit der kühlen Höflichkeit empfangen, die immer bei solchen Besuchen herrscht, und begab sich sodann zur „Bendigo Gazette", einer der beiden Zeitungen in Sandhurst. „Bendigo" war nämlich

der erste Name des Goldgräberlagers, aus dem Sandhurst entstanden war, und die Zeitung führte diesen Namen noch weiter. George stellte sich dem Verleger vor, der gleichzeitig der Redakteur war, und fragte ihn, wieviel wohl einige Inserate kosten würden, durch welche er dem Publikum mitteilen wollte, daß er sich als Anwalt in Sandhurst niedergelassen habe.

Der Zeitungsmann sah sich den jungen Anwalt genau an und sagte dann: „Ich nehme überhaupt keine Inserate von Ihnen an.“

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“

„Sie sind von den hiesigen Anwälten boykottiert. Diese Herren geben viele Inserate jährlich bei mir auf. Wenn ich Ihr Inserat bringe, verliere ich die Inserate der anderen. Sie begreifen also —“

George begriff. Er ging zu der zweiten Zeitung von Sandhurst — mit gleichem Erfolge. Wo er hinkam, wo er Besuche machte, bei den Banken, bei den Geschäftsleuten, überall erfuhr er, daß er boykottiert sei, und daß man seine Dienste niemals in Anspruch nehmen würde. Die drei älteren Anwälte, insbesondere Mr. Tipper, hatten großen Einfluß in der Stadt, zumal Tipper Mitglied des Abgeordnetenhauses der Kolonie Victoria war.

Nach acht Tagen schon sah George ein, daß er in der That niemals in Sandhurst irgendwie festen Fuß fassen würde. Margery sah er nicht mehr; sie wurde anscheinend im Hause zurückgehalten. Indes gelang es ihm, Nachrichten mit ihr zu wechseln. Eine ihr wohlgesinnte Person hatte ihren Brief auf die Post getragen und später dort den seinigen in Empfang genommen. Auf den zweiten Brief aber hatte George keine Antwort bekommen.

Er befand sich in einer geradezu verzweifelten Lage. Das vernünftigste wäre gewesen, Sandhurst zu verlassen, dazu fehlten ihm aber die Mittel. Man hatte ihm anfangs

Kredit gewährt. Dieser wurde ihm nicht nur entzogen, sondern die Leute verlangten plötzlich mit aller Energie Zahlung. Wahrscheinlich waren auch sie von Tipper und seinen beiden Kollegen aufgehetzt worden. Wenn er gehen wollte, mußte er sich ohne sein Gepäck wie ein flüchtiger Strolch und Betrüger davonstehlen. Es war eine entsetzliche Situation, und dazu keine Möglichkeit, Margery zu sprechen! —

Auch diese wollte fast verzweifeln, aber äußerlich trug sie die größte Ruhe zur Schau. Ihr bangte nicht um sich, sondern um den Geliebten. Was konnte denn der Vater mit ihr machen? Er hatte ja gar keine Mittel, sie zu einer verhaßten Heirat zu zwingen. Selbst gefangen halten konnte er sie nur noch ein halbes Jahr, dann war sie mündig und ihre eigene Herrin. Aber der arme George! Was wurde aus ihm, den sie nach Sandhurst gelockt hatte? Nach den Angaben des Vaters sollte er jetzt wegen seiner Schulden verklagt werden, ja, es sollte sogar ein Prozeß wegen Kreditmißbrauchs eingeleitet werden. Tipper behauptete, man würde ihn unter Umständen wegen Betrugs belangen können. Margery besaß kein Geld, um George zu helfen. Ihre ganzen Ersparnisse hatte sie zum Ankauf der Anwaltslicenz verwendet. —

„Die Klage wegen Kreditschwindels wird morgen mittag gegen diesen Brady eingeleitet," sagte beim Essen Mr. Tipper in scharfem Tone zu seiner Tochter, „die Klagevollmacht befindet sich in meinen Händen, und ich werde die Klage durchsetzen. Er wird dann seiner Anwaltsgerechtigkeit verlustig erklärt. Du, meine liebe Margery, kannst dem jungen Menschen deine Liebe jetzt am besten beweisen, indem du ihn vor Schande und Vernichtung seiner Carriere rettest. Ich gebe dir bis morgen mittag Bedenkzeit. Wenn du einen Brief an George Brady schreibst, in welchem du ihm mitteilst, daß zwischen

euch alles aus ist, wenn du ferner einen Brief an Mr. James Brooke schreibst und ihm erklärst, daß du seine Gattin werden willst, so werde ich die Klage nicht anbringen. Ich will Brady sogar die Mittel geben, daß er Sandhurst in allen Ehren verlassen kann. Im anderen Falle kommen die Folgen auf dein Haupt. Noch einmal — du hast Zeit zur Ueberlegung bis morgen mittag."

So sprach Mr. Tipper, und seine Tochter schwieg. Sie zog sich nach dem Essen auf ihr Zimmer zurück, wo sie sich einschloß.

Gegen sieben Uhr abends trat sie plötzlich in das Zimmer ihrer Stiefmutter mit einem heiteren Gesicht, als wäre nichts geschehen, und als stände sie nicht vor einer höchst wichtigen Entscheidung.

„Ich möchte mit dir ins Theater gehen," sagte sie.

„Recht gern, liebe Margery," versetzte die Stiefmutter erfreut. „Ich werde den Vater bitten, dir dazu Erlaubnis zu geben. Ich hoffe, er wird nichts dagegen haben."

In der That hatte Mr. Tipper nichts gegen den Theaterbesuch einzuwenden, zumal ihm seine Frau sagte, Margery scheine sich mit der Sache bereits abgefunden zu haben, denn sie sei ruhiger und heiterer als in allen vorhergegangenen Tagen.

Um acht Uhr saß Margery in großer Toilette mit ihrer jugendlichen und noch sehr hübschen Stiefmutter in einer Loge des ersten Ranges im Theater von Sandhurst. Man gab ein beliebtes Lustspiel, und das Haus war vollbesetzt. Frau Tipper beobachtete ihre Stieftochter scharf. Sie vermutete, Brady würde im Theater sein und mit Margery Zeichen wechseln. Aber der junge Mann war nicht zu sehen, und Margery war anscheinend ruhig und heiter. Nur hin und wieder blitzte in ihren Augen etwas auf wie wilde Entschlossenheit.

Der erste Akt war zu Ende. Frau Tipper wollte in

das Foyer hinaus. Margery erhob sich, als wolle sie ihr folgen, ließ aber ihre Stiefmutter in den Korridor hinaustreten und blieb in der Loge zurück, schloß die Thür von innen ab und trat an die Brüstung.

„Meine Damen und Herren!“ rief sie laut in das Theater hinunter.

Das Publikum wurde aufmerksam, und alle Blicke wandten sich nach der Loge, an deren Brüstung die schöne und in der ganzen Stadt bekannte Miß Tipper stand. Das Stimmengeräusch ließ immer mehr nach, und es wurde ganz still.*)

„Meine Damen und Herren,“ begann Margery, „in der Weymouthstraße Nummer 16 hat ein junger Rechtsanwalt Namens George Brady sein Bureau eröffnet. Die hiesigen Rechtsanwälte haben den jungen strebsamen Anwalt aus Konkurrenzneid boykottiert und wollen ihn zu Grunde richten. Ich bitte, helfen Sie mir, ein himmelschreiendes Unrecht zu verhüten, indem Sie die Dienste dieses ebenso tüchtigen als strebsamen Anwalts in Anspruch nehmen. Helfen Sie ihm und mir, denn George Brady, Weymouthstraße 16, ist mein Verlobter. Ich wende mich an alle wohlwollenden Menschen, ich rufe alle Gentlemen dieser Stadt zur Hilfe auf. Dulden Sie nicht, daß himmelschreiendes Unrecht an einem Unschuldigen verübt wird. Der Ruf nach Gerechtigkeit wird in Ihren Herzen nicht ungehört verhallen, dessen bin ich gewiß.“

Margery, deren Stimme deutlich, aber unsicher und bebend durch das Haus geklungen hatte, trat zurück. Ihre Kraft war zu Ende.

Im Theater war es einen Augenblick totenstill, dann brach ein donnernder Beifallssturm aus. Alle Anwesen-

*) Siehe das Titelbild.

den waren gerührt und hatten verstanden, daß sich das hübsche junge Mädchen nur in größter Verzweiflung um



Hilfe an die Oeffentlichkeit gewendet habe. Die laute Stimme eines alten Herrn im Parkett ertönte. „Ein Hoch

der tapferen Miß Margery Tipper und ihrem Bräutigam, dem Rechtsanwalt Brady!"

Ein donnerndes Hochrufen folgte diesen Worten des alten Herrn, den Margery nicht einmal kannte. Sie fühlte ihre Kräfte schwinden und eilte aus der Loge.

Draußen stand leichenblaß und händeringend die Stiefmutter.

„Um Gottes willen, Margery, was hast du gethan!"

„Was ich thun mußte! Und hätte es mein Leben gekostet, ich hätte es gethan. Und nun will ich nach Hause!"

— — — — — — — — — — — —

Rechtsanwalt Brady hatte eine sorgenvolle, schlaflose Nacht verbracht. Er wußte, es war zu Ende. Was blieb ihm übrig, als ein Lump oder Selbstmörder zu werden! Doch er wollte erst seine Sache vor Gericht durchfechten. Die Oeffentlichkeit sollte wenigstens erfahren, daß er an seinem Unglück schuldlos war.

Als er sich angekleidet hatte und um acht Uhr in das Bureau trat, das bisher noch keinen Klienten gesehen hatte, klingelte es draußen, und ein Kaufmann kam, der dem jungen Rechtsanwalt einen Prozeß übertrug und den landesüblichen Kostenvorschuß zahlte. Während George noch mit diesem Klienten verhandelte, kam schon ein zweiter. Bis Mittag hatte George sechs Klienten abgefertigt und an Kostenvorschuß so viel eingenommen, daß er seine Gläubiger befriedigen konnte. Er glaubte zu träumen oder mußte annehmen, daß die gesamte Einwohnerschaft von Sandhurst verrückt geworden sei, denn noch immer kamen Klienten. Erst gegen drei Uhr nachmittags fand er einen Augenblick Muße, die Zeitung zu lesen, und erfuhr nun, was gestern im Theater vorgefallen, was Margery für ihn gethan hatte. Ihr dankte er seine Rettung. —

Tipper dagegen war anfangs rasend vor Wut, er fühlte

sich tödlich blamiert. Und das Schlimmste kam noch. Aus den Zeitungen von Sandhurst ging die Notiz in die anderen australischen Blätter über, und die Zeitungen in Melbourne wendeten sich in entrüsteten Artikeln gegen das Mitglied des Abgeordnetenhauses, das in so unwürdiger Weise gegen einen jungen strebsamen Anfänger vorgegangen war.

Der Skandal griff auf das politische Gebiet über, und Tipper stand vor der Wahl, sein Mandat niederzulegen oder durch einen Geniestreich sich die Gunst der Menge zurückzugewinnen.

Er wählte das letztere und besuchte George Brady in seinem Bureau. Er fand den jungen Rechtsanwalt in voller Arbeit.

Am nächsten Tage berichteten die Zeitungen von Sandhurst, daß Brady als Teilhaber in das Geschäft Mister Tippers eingetreten sei, und Tipper machte die Verlobung seiner Tochter mit George bekannt.

Das änderte die Sache. Die Preßangriffe gegen Tipper hörten auf, und alle Welt sagte, Tipper sei doch ein schlauer Fuchs, er habe es verstanden, sich geschickt aus einer sehr unangenehmen Lage herauszuziehen.

Was Margery und George sagten, braucht wohl nicht besonders mitgeteilt zu werden.

Als das junge Paar von der Hochzeitsreise zurückkehrte und das erste Mal zusammen das Theater besuchte, richteten sich wiederum enthusiastische Beifallsspenden hinauf zu der Logenbrüstung, an welcher die errötende junge Frau neben ihrem Gatten saß.

Bei den stummen Frauen.

Ein Klosterbesuch. Von Otto Häussler.

Mit 12 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In der Südwestecke Frankreichs, dicht an der Grenze Spaniens, liegt das Seebad Biarritz, das, durch die Kaiserin Eugenie emporgebracht, jetzt eines der glänzendsten Weltbäder ist, einer jener internationalen Sammelpunkte der durch Reichtum und Geburt Bevorzugten, die keine andere Sorge haben, als wie sie sich das Leben möglichst angenehm gestalten können; bei denen ein Vergnügen das andere jagt, Luxus, Spiel und „noble Passionen" aller Art Hunderttausende jährlich verschlingen, und bei denen der auf Adam gelegte Fluch: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" keine Gültigkeit hat.

Und dicht dabei, im einsamen Tannenforst an den Abhängen der Pyrenäen, liegt, unbeachtet von den Fremden, das Nonnenkloster Anglet, das dem strengsten Frauenorden der katholischen Kirche gehört. Dort verbringen eine Anzahl Frauen ihr Leben in freiwilliger Zurückgezogenheit, unter steter Arbeit, Bußübungen, Fasten und Beten. Zu ihren Gelübden gehört auch das des ewigen Schweigens, vielleicht die strengste Askese, die sich ein Weib auferlegen kann.

In Biarritz aller Glanz und alle Pracht eines hoch-

zivilisierten Gesellschaftszustandes, ein Jagen nach höchstem Lebensgenuß, in Anglet die Stille des Todes, die Arbeit und die selbstgewählte Armut. So grenzen die Gegensätze des Lebens dicht aneinander.

Die Regel dieser Nonnen, die dem Orden des heiligen Bernhard angehören, ist nicht weniger hart als die der berühmten Trappisten, und es wird unsere Leser sicherlich interessieren, etwas Näheres über das Leben dieser Büßerinnen zu erfahren. Wir verdanken die nachfolgenden Mitteilungen einer Engländerin, welche kürzlich von Biarritz aus das Kloster besuchte und auch eine Anzahl Photographien aufgenommen hat, nach denen unsere Illustrationen angefertigt worden sind.



Abbé Cestac, Gründer des Ordens der Bernhardinerinnen.

Eine kurze Fahrt durch sandige Dünen und Fichtenwälder bringt den Besucher zu einem Holzzaune, hinter dessen Thür eine lange Allee von Fichten und Pappeln beginnt, die zum Kloster führt. Dieser Zaun ist der Eingang zum Klosterbezirk. Hier spürt man sofort den Geist klösterlicher Abgeschiedenheit, denn auf einer Tafel am

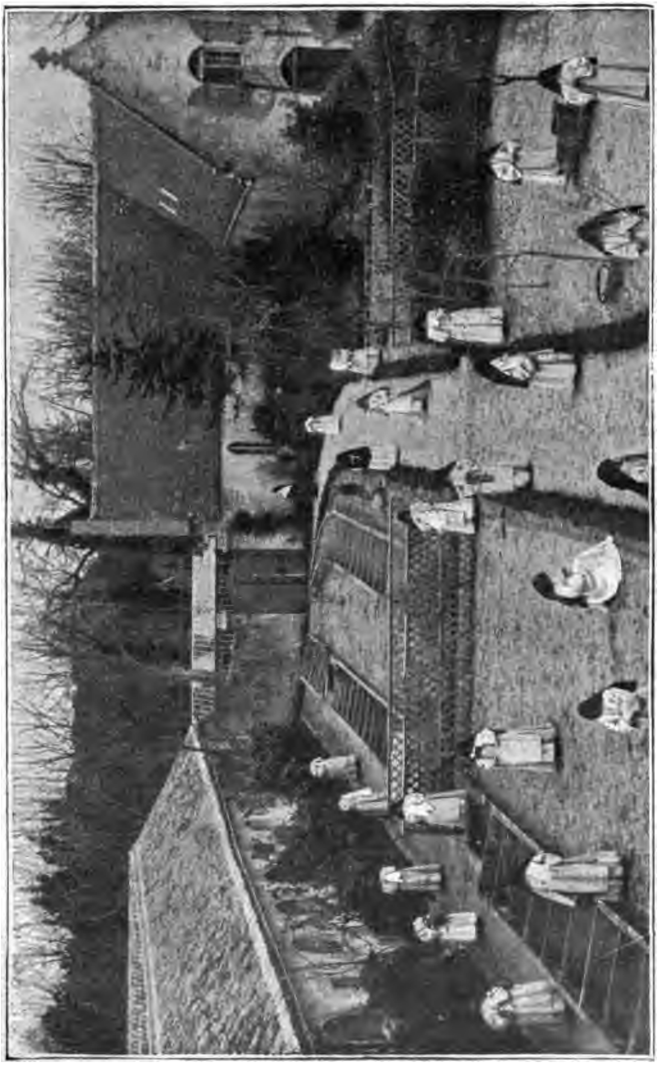
Gitter ist zu lesen: „Prière de parler à voix basse“ (Es wird gebeten, leise zu sprechen). Da die Bernhardinerinnen weder zu einem Fremden sprechen, noch ihn ansehen dürfen, so hätte es keinen Zweck gehabt, sich an die Nonnen direkt zu wenden; eine freundliche Marienschwester aus einem benachbarten Kloster, die stets zu dem Zwecke gegenwärtig ist, übernimmt die Führung der Fremden,



Der Eingang zum Klosterbezirk.

vermittelt den Verkehr mit der Außenwelt und liest den Nonnen während des Essens und bei der Arbeit aus einem Andachtsbuche vor.

Nachdem man einen hohen hölzernen Thorweg passiert hat, gelangt man in einen Garten, der ringsum von niedrigen weißgetünchten Gebäuden umschlossen ist. Hier gewahrt man stets eine Anzahl vermummter Gestalten in weißen Kutten, die schwarze Kapuze so über den Kopf gezogen, daß sie das Gesicht fast ganz verhüllt. Die Verlängerung dieser schwarzen Kapuzen fällt mantillenartig über die Schultern und hat auf dem Rücken ein großes



Im Klostergarten.

weißes Kreuz. Es sind die Bewohnerinnen des Klosters. Jede trägt Holzschuhe an den Füßen und um den Hals eine Kette, an der ein hölzernes Kreuz befestigt ist. Am Gürtel hängt rechts der Rosenkranz.

Alle diese Frauen sind eifrig beschäftigt, entweder mit Hacke, Rechen und Besen, oder mit Beten. Sie kümmern sich um den Fremden nicht im geringsten, und keine erhebt die Augen vom Boden, denn zur Regel der Bernhardinerinnen gehört auch die „Abtötung aller Augenlust“. Es wird darüber folgende bezeichnende Anekdote erzählt. Obwohl kein Mann außer dem Gründer des Ordens — dem Abbé Cestac — und den kirchlichen Oberen das Kloster betreten darf, wurde doch natürlicherweise eine Ausnahme gemacht, als Kaiser Napoleon III. mit seiner Gemahlin 1854 dem Kloster einen Besuch abzustatten wünschte. Napoleon besichtigte die Anlagen und verlangte auch eine der Zellen zu sehen. Der Abbé Cestac öffnete eine Thür. In dem engen Raume saß auf einem Holzstuhle eine Nonne und nähte.

„Könnten wir nicht ihr Gesicht sehen?“ fragte der Kaiser.

„Meine Tochter,“ sagte der Abbé zu der Nonne, „Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin sind vor der Thür deiner Zelle und möchten dich sehen.“

Die Nonne wendete sich schweigend der Thür zu und warf die Kapuze zurück, das Gesicht eines schönen, etwa achtzehnjährigen Mädchens enthüllend. Ihre Züge aber blieben unbeweglich, und die Augen hafteten am Erdboden. Kaiserin Eugenie konnte eine Aeußerung des Mitleids nicht unterdrücken; die Nonne schien es nicht zu hören.

„Eure Majestäten sehen,“ bemerkte der Abbé, „wie genau die Bernhardinerinnen ihre Regel befolgen. Nicht einmal der seltene Vorzug, Eure Majestäten sehen zu dürfen, kann sie veranlassen, ihre Augen vom Boden zu erheben.“ —

An den Mauern des Klostergartens sind hie und da kleine Nischen mit Madonnen- oder Heiligenbildern angebracht. Vor diesen sitzen an Sommertagen die Nonnen oft beisammen und fertigen weibliche Handarbeiten an, in



Bernhardinerinnen bei der Handarbeit.

denen sie großes Geschick haben. Sie nähen Aussteuern für glückliche Bräute und verfertigen Stickereien für kirchliche Zwecke.

Unter einem kleinen Pavillon mit einem runden Dache aus Schilf steht ein schönes Bildwerk, eine sogenannte

Pietà, das heißt eine Maria, die ihren toten Sohn auf dem Schoße hält. Es wurde dem Kloster von einer reichen Dame geschenkt, die alle ihre Lieben verloren hatte. Dort beten die Nonnen oft für die Seelen der Abgeschiedenen



Betende Nonnen vor der Pietà.

Eine kleine, in den Garten hineinragende Kirche dient den Bernhardinerinnen wie den Marienschwestern gemeinsam zur Abhaltung der Messe und der religiösen Uebungen. Für die Bernhardinerinnen ist ein Teil des Gebäudes durch einen Vorhang abgeschlossen, damit sie auch im Gotteshause von der übrigen Welt abgeschieden sind. Hier ist

übrigens der einzige Ort, wo sie ihre Lippen öffnen — bei den Responsorien. Sonst verständigen sie sich nur durch Zeichen.

Auf dem Altar der Kapelle steht ein Marienbild mit sehr schönem Gesichtsausdruck. Es stammt aus einem spanischen Kloster bei Madrid, dessen Priorin während der Karlistenkämpfe als thätige Anhängerin des Don Carlos flüchten mußte und in Anglet Zuflucht fand, wo sie das Gelübde that, den Bernhardinerinnen das hochverehrte Standbild zu schenken, falls sie sicher wieder in ihre Heimat zurückkehren dürfe. Nach Beendigung des Krieges gestattete man ihr die Rückkehr, und das Marienbild wanderte zum großen Leidwesen der spanischen Nonnen nach Frankreich.



Marienbild auf dem Altar der Klosterkapelle.

Der Orden der Bernhardinerinnen ist noch sehr jung, er wurde erst 1839 von einem Priester aus Bayonne, dem oben erwähnten Abbé Cestac, gegründet. Da es an

Mitteln mangelte, so waren die Anfänge des Klosters zu Anglet sehr dürftig. Die Nonnen mußten alles selbst machen, sogar sich ihre Häuser selbst errichten; aber bei harter Arbeit, Gebet und Entbehrung gelang das. Die kleinen Hütten, die sie sich aufführten, bestanden nur aus



Die alte Kapelle aus Holz und Schilf.

Holz und Schilf, auch die Wände waren nur aus diesem dünnen Material. Zur Eindeckung des Daches freilich mußten sie gelernte Arbeiter zu Hilfe rufen; alles sonst war ihrer eigenen Hände Werk. Diese Hüttchen maßen etwas über 2 Meter in der Höhe, 2 Meter in der Breite und Länge; den Boden bildete der feine, weiße Dünensand; die Einrichtung bestand aus einem Holzstuhl und

einem Lager aus Tannenzweigen, Stroh und trockenem Laub mit einem kleinen Kopfkissen und einer groben Wolldecke.



Vor den Zellen während der Erholungspause.

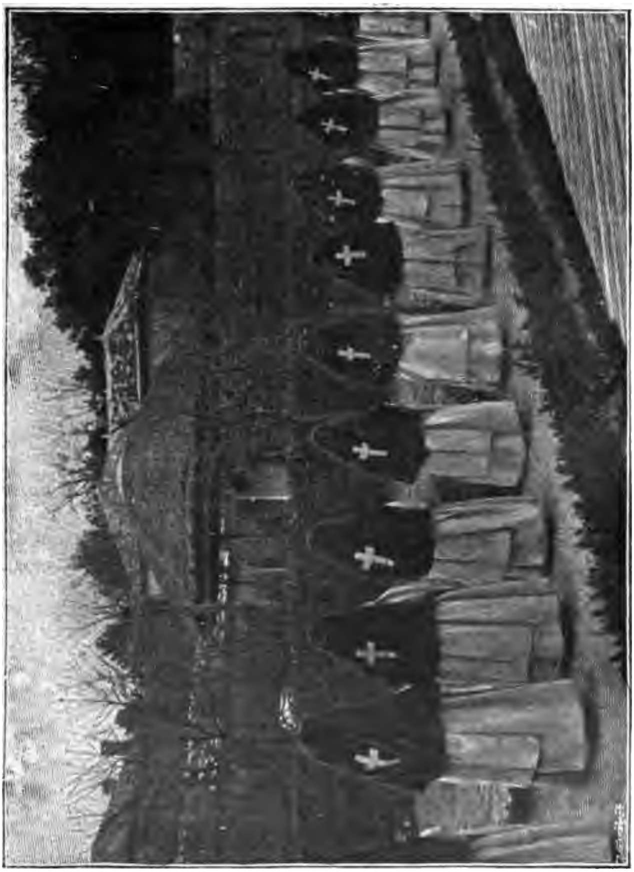
Eine dieser kleinen Hütten ist noch bis jetzt zum Andenken an jene harte und schwere Zeit des Anfangs erhalten worden. Sie bildet in der That eine interessante

Reliquie, ebenso wie die etwas größere, aber aus demselben Material gebaute Kapelle, die damals errichtet wurde und noch benutzt wird. Die Photographie derselben giebt dem Leser zugleich einen Begriff davon, wie die viel kleineren Hütten ausgesehen haben.

Mit diesen Hütten behalf man sich eine Reihe von Jahren, aber die Sterblichkeit der Nonnen war infolge der Kälte und Nässe im Verein mit den Nachtwachen, Fasten und der unzureichenden Nahrung so erschreckend groß, daß man auf Erbauung eines besseren Wohnsitzes Bedacht nehmen mußte. Es wurden die nötigen Mittel aufgebracht, und jetzt sind die Bernhardinerinnen in den neuen Gebäuden wesentlich gesundheitsgemäßer eingerichtet, obwohl alles von der einfachsten und dürftigsten Beschaffenheit ist. Jede hat ihre kleine Zelle, ihr hartes Bett, ihre Decke. In den kurzen Erholungspausen zwischen Gebet und Arbeit sitzen sie auf dem Korridor vor den Thüren ihrer Zellen, und während eine Marienschwester ihnen aus einem Andachtsbuche etwas vorliest, sind die Hände emsig mit Nähen beschäftigt. Denn keine Minute darf ungenutzt verstreichen, so schreibt es die Regel vor. Der Klostergang ist ausgeschmückt mit Heiligenbildern, Statuen und Sprüchen. Da in Anglet niemals geheizt wird, bildet es im Winter einen keineswegs gemütlichen Aufenthaltsort.

Auch der gemeinschaftliche Speisesaal, das Refektorium, wohin sich die Bernhardinerinnen zu jeder der drei täglichen Mahlzeiten in langem Zuge begeben, ist nichts als ein schmaler Raum mit weißgetünchten Wänden, dessen Boden der Dünensand bildet. Jede Nonne hat ihren bestimmten Sitz; in einer kleinen Schublade im Tische liegt ihr Besteck, bestehend aus Löffel, Gabel und Teller, alle drei aus Holz. Auf dem Tische stehen irdene Krüge mit Wasser. Die Nahrung ist selbstverständlich sehr einfach,

sie besteht durchgängig aus Gemüsen aller Art, Suppe und Brot. Nur dreimal wöchentlich wird mittags Fleisch



Auf dem Wege zum Refektorium.

gegeben. Am Freitag, dem Fasttage, nehmen die Nonnen ihre karge Mahlzeit auf dem Boden knieend ein.

Jede Stunde des Tages und der Nacht hat ihre ge-

naue, vorher bestimmte Ausfüllung — mit Arbeit oder Gebet. Sobald die Glocke vom Türmchen der Kapelle erklingt, sei es mitten in der Nacht oder bei der Arbeit, so fallen die Nonnen auf die Kniee, verrichten die vorgeschriebenen Gebete und nehmen alsdann den Schlaf oder ihre Arbeit wieder auf. Selbst die Zugochsen vor dem

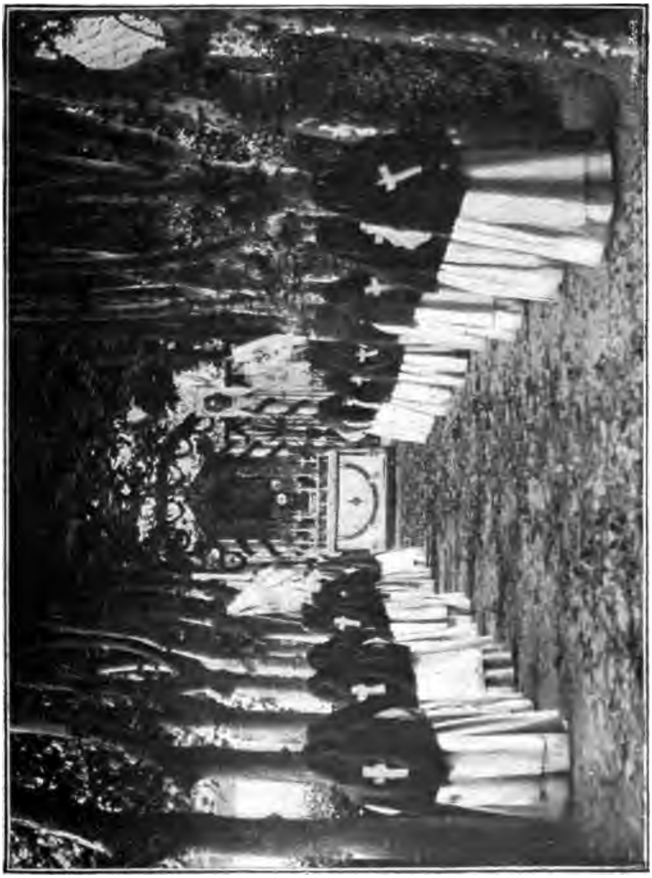


An der Klostermauer.

Pfluge — denn die Bernhardinerinnen bebauen auch das Feld, gleich den Trappisten, und ziehen ihre Nahrungspflanzen selbst — kennen den Klang des Glöckchens und seine Bedeutung genau. Beim ersten Ton bleiben sie wie festgenagelt stehen und gehen erst wieder weiter, wenn sich die das Gespann führende Schwester von den Knieen erhebt.

Die Erholungspause nach der Hauptmahlzeit, die im

Winter meist durch Näharbeiten vor den Zellen, im Sommer durch leichte Arbeiten, wie harken, Unkraut aus-



Gottesdienst an Allerheiligen.

jäten und dergleichen, im Garten ausgefüllt wird, kann auch zum Beten verwendet werden, denn Beten ist die Hauptpflicht und Hauptbeschäftigung der Nonnen. An

der Gartenfront der Klostergebäude befinden sich daher, wie eingangs bemerkt, längs der Mauern kleine Nischen und Lauben mit Madonnenbildern, vor denen man stets Nonnen beten sieht.

Bei den kirchlichen Festen tritt die Arbeit hinter die Erfüllung der vorgeschriebenen religiösen Zeremonien, Betrachtung und Gebet zurück. Eines der größten Feste der katholischen Kirche, in den Pyrenäenländern vielleicht das größte, ist Allerheiligen. Es wird im Kloster Anglet dementsprechend gefeiert. Am Ende der langen Pappelallee, welche den Klosterbezirk durchzieht, errichten die Nonnen einen Altar unter freiem Himmel und schmücken ihn mit Laub, Blumen, Bildern und Fahnen. Dort findet dann am Allerheiligentage Gottesdienst statt. Diese Feier und einige andere hohe Feste bringen ein wenig Abwechslung in das sonst in drückender Eintönigkeit verlaufende Klosterleben, das außer der kärgsten Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse nur Arbeit und Gebet kennt.

Es ist begreiflich, daß bei einer solchen steten Kasteiung die Lebensdauer der Nonnen nur kurz sein kann, wenn auch die erschreckende Sterblichkeit der ersten Jahre günstigeren Verhältnissen Platz gemacht hat. Wer bei den Bernhardinerinnen eintritt, begräbt sich lebendig, er nimmt Abschied von jeder Freude, vom Leben. Wer in jungen Jahren eintritt, erreicht kaum das mittlere Alter, und alle Gesichter haben einen müden, ältlichen Zug. Frauen in der Blüte der Jahre sehen wie Greisinnen aus.

Der Tod wird denn auch keineswegs gefürchtet, sondern im Gegenteil als Befreier und Erlöser herbeigewünscht, und auf dem kleinen Kirchhofe des Klosters sieht man stets betende Nonnen, die für das Heil der Seelen derer, die ihnen voraufgegangen sind, und für das der eigenen Seele, die bald den toten Schwestern folgen wird, beten. Unter den Gräbern, einfachen, schmucklosen Sandhügeln,

mit dem eingelegten Kreuze aus Seemuscheln und der Stechpalme am Kopfende der Toten, befindet sich auch das



Der Klosterkirchhof.

für den Ordensgründer bestimmte. Auch Abbé Lestac wird dort nach seinem eigenen Wunsche die letzte Ruhestätte finden.

Damit haben wir alles, was das Kloster von Anglet Bemerkenswertes bietet, gesehen. Es sind keine Sehenswürdigkeiten im gewöhnlichen Sinne. Was uns interessiert und seltsam ergreift ist der Geist, der diese Einsiedelei der stummen Frauen durchweht, und der uns moderne Menschen so fremdartig anmutet, als führe man uns in eine längst entschwundene Kulturepoche zurück. Dem philosophischen Beobachter aber drängen sich bei einem solchen Besuche im Kloster der Bernhardinerinnen ernste Betrachtungen auf. Wir finden zu allen Zeiten, in allen Ländern und Religionssystemen, in Asien wie in Europa, bei Buddhisten und Brahmanen, Mohammedanern und Christen streng asketische Orden nach dem Muster der vorgehend geschilderten, und dies zwingt uns die Ueberzeugung auf, daß der Drang zur Weltflucht und Entsagung ein tief im Wesen des Menschen begründeter ist und unter gewissen Einflüssen und nach bitteren Erfahrungen bei dazu veranlagten Naturen mit Notwendigkeit zum Ausdruck kommt.

Millionen armer Leute leben ja im Grunde nicht besser als die Nonnen von Anglet. Not, Entbehrung, stete Arbeit, früher Tod ist ihr Los. Aber ein großer Unterschied besteht. Diese werden durch den Druck der äußeren Verhältnisse zu einer solch elenden Lebensweise gezwungen und ertragen sie widerwillig; die Bernhardinerinnen aber wählen sie freiwillig und weisen jede ihnen etwa gebotene Besserung ihrer Lage zurück, ein bedeutsames Beispiel dafür gebend, daß, was immer auch krasse Materialisten dagegen sagen mögen, der menschliche Geist eine Macht ist, die im Hinblick auf ein ideelles Ziel über alle Wünsche und Begierden, die Lockungen der Sinne und die Anforderungen des Körpers den Sieg davonzutragen vermag.

Verbrauchte Mittel.

Novelle von Anna Vogel v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der Ingenieur Erkner hatte sich soeben entfernt, die Hofratswitwe Willmitzer war mit ihrer Tochter allein in dem lauschigen Wohngemach mit dem reichen Schmuck an Luxushandarbeiten und Wanddekorationen. Es schien, als wäre mit dem jungen Manne die angeregte Stimmung, die den Abend über geherrscht hatte, davongezogen.

Die Hofrätin, eine üppige Dame mit markierten Zügen und unruhigen hellen Augen, gab sich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung der Ruhe hin. Der große Aufwand an mütterlichen Bezauberungskünsten war stets sehr anstrengend für sie. Erschöpft saß sie an dem runden Tische in der Mitte des Zimmers und dachte melancholisch an die schwierige Arbeit, die eine Mutter zu leisten hat, wenn sie durchaus einen Schwiegersohn ergattern will. Uebrigens war sie dabei voll Genugthuung über die Rolle, die sie sich selbst zugeteilt, war überzeugt, daß sie sie meisterhaft spiele und musterhaft alles bis zu dem Weg der Tochter zum Traualtar durchführen werde.

Mizzi wieder, der dieser Plan längst offenkundig war und die demselben mit merkwürdigem Gleichmut gegen-

überstand, fand, wie auch sonst immer, nicht die geringste Würdigung für die Anstrengungen ihrer Mutter. Sie saß nachlässig auf dem grünen Sammetsofa an der Wand und wippte gedankenlos mit den Fingern.

Das Licht der großen Hängelampe mit dem roten Seidenschirm tauchte das Gemach in ein purpurnes Helldunkel, daraus sich die Gestalt des jungen Mädchens im weißen Blusenkleid mit gelbseidenem Schleifenschmuck und Gürtel in eigenartig pikantem Reize abhob. Das schwarze Haar umrahmte in moderner Schopffrisur das blühende Antlitz.

Mit mütterlichem Stolz betrachtete die Frau Hofrat von ihrem Sitz aus die Tochter. Allein was half alle Schönheit, wenn der Freier fehlte? Der hatte sich eben wieder entfernt und noch immer nicht gesprochen.

„Mizzi!“ klang es plötzlich durch die Stille.

Das junge Mädchen schaute fragend auf.

„Wie lang soll es noch so fortgehen?“ forschte die Mutter.

„Was denn?“ fragte Mizzi ahnungsvoll zurück. Sie kannte diesen leicht gereizten Ton, wußte, daß sie nun wieder eine ausgiebige Predigt zu hören bekommen werde, und sah derselben als etwas Unabwendbarem resigniert entgegen.

„Na, das mit Erkner. Wie lange soll er noch weggehen, ohne daß es zu einem Resultat gekommen ist?“

„Weiß ich es denn, Mama?“ Es klang sehr gleichmütig, und seelenruhig spielte Mizzi mit der Sofaquaste.

„Es liegt nur an dir, verstehst du?“ Und da die Tochter stillschwieg, stellte die Mutter ihr eifrig vor: „So eine gute Aussicht bietet sich dir nicht so bald wieder. Erkner ist kaum dreißig Jahre alt, ein fescher Mann, ein tüchtiger Ingenieur und selbständiger Unternehmer; hat ein bedeutendes Privatvermögen obendrein. Und dieser

Mensch kommt uns nun schon seit beinah' einem halben Jahr ins Haus. Ja, schämst du dich denn nicht, daß er noch immer unverlobt von uns geht?"

„Schämen?" Mizzi fand diese mütterliche Folgerung recht merkwürdig und war versucht, darüber in helles Lachen auszubrechen. Nur hätte die Mutter das schief genommen. So unterdrückte sie den heiteren Drang.

„Was würde denn das Schämen nützen?" wollte sie nur wissen.

„O, sehr viel, meine Liebe," erklärte die Mama. „Es würde dich endlich dahin bringen, dich klüger zu benehmen."

Mizzi dachte an die vielen Standreden Mamas, die sie ihr um dieses Mannes willen schon gehalten hatte, und an alle die mütterlichen Lehren, wie sie es anstellen sollte, um ihm, den sie übrigens ganz gut leiden konnte, den Lasso um den Hals zu werfen.

Aber das war ihr nicht nach Geschmack. Als hübsches, begehrenswertes Mädchen wollte sie vom Manne umworben und erobert werden; doch weil die praktisch denkende Mama diese Ansicht „einfach blöd" fand, behielt Mizzi sie für sich und gab statt dessen der weisen Lehrmeisterin nur eines zu bedenken: „Immer willst du, daß ich ihn bezaubern soll, Mama. Du dichtest mir da ein Talent an, das ich nicht besitze und —"

„Weil du eben eine Gans bist," fiel ihr die Mutter mit dem Brustton der Ueberzeugung ins Wort. „Hab' ich dir nicht schon hundertmal gesagt, was du zu thun hast? So wenig als möglich reden sollst du — und schon gar nicht von dir selbst. Ganz unpersönlich scheinen, ganz selbstlos — immer nur den Mann zum Reden bringen, ihn so viel als möglich von sich sprechen lassen, besonders über den Beruf. Je fader der ist und die Rederei darüber, desto aufmerksamer mußt du zuhören, mußt dich für

jede Einzelheit interessieren und wenn du dabei vor Langeweile zerspringst. Zerspring, aber stell dich dabei nur, als gäb's für dich nichts Interessanteres auf der Welt. Verstanden?"

„Ach Gott!" Mizzi seufzte bedrückt auf. „Das ist ja schrecklich!"

„Anderen auch, aber man thut es eben," erklärte Mama. „Aber du schnatterst immer nur von dir, erlaubst dem Erkner kaum einen ganzen Satz, fällst ihm immer ins Wort. Das wirkt als Unart, als Arroganz, als Ausdruck großer Selbstsucht. Ja, weißt du es denn nicht, du dummes Mädel, daß die Männer die geborenen Egoisten sind und sich dieses Patent von einem Frauenzimmer nicht wollen streitig machen lassen?"

„Nun ja," erwiderte Mizzi ergebungsvoll. „Ich will dran denken."

„Denk nur dran! Und vor der Hochzeit mußt du's namentlich beachten, später kannst du dich dann schon freier geben und den Mann für dich erziehen. So machen es alle gescheiten Frauen. Bist du einmal verheiratet, dann werde ich dir bei diesem Erziehungswerk schon beistehen, mein Kind. Ja, das werde ich. Nur ist es leider Gottes noch nicht so weit. Und das ist deine Schuld. Du bist bald zwanzig. Willst du denn eine alte Jungfer werden? Wenn mir heut' oder morgen etwas Menschliches passieren sollte, dann ist es aus mit meinen zweitausend Gulden Pension, und du kannst dich als Gouvernante durch die Welt schlagen. Ist das gar so verführerisch für dich?"

„O," machte Mizzi komisch seufzend, „ich möchte lieber eine Millionärin sein."

„Nun also!" Die Mama war einigermaßen befriedigt. „Du siehst wenigstens ein, daß du eine Versorgung brauchst. Aber du sollst auch fest entschlossen sein, lieber heut' als

morgen unter die Haube zu kommen. So sollst du sein" — die Hofrätin verstieg sich in ihrem Eifer zu einer noch nicht dagewesenen Zumutung — „daß du dich beim Anblick eines jeden Mannes, der einen Ehering am Finger trägt, beleidigt fühlst, weil er schon eine andere geheiratet hat. Verstehst du?"

Wenn das nicht originell war ... Und Mizzi gluckste wie eine Henne vor unterdrücktem Kichern über die Drastik und eherne Konsequenz Mamas.

„Und deine Zunge wirst du zügeln lernen," fuhr die Mama fort, „wirst lernen, dich beherrschen ... und wirst dich nicht mehr unterstehen, den Blödsinn vom Hochhinauswollen weiter zu plappern. Das magst du denken und davon träumen ... ja. Aber vor ihm wirst du dich klein und bescheiden machen und ganz anspruchslos. Daß er sich für dich interessiert, sieht ein Blinder. Aber er weiß nicht, wie er mit dir dran ist, und darum getraut er sich nicht zu reden. Das ist mir klar. Und einen Korb holt man sich grad nicht gern. Sei also endlich einmal anders und hab' auch acht auf deine Augen. Es schaut zu viel Temperament und Uebermut heraus, folglich wirst du künftig mehr Ernst, mehr Gefühl hineinlegen."

„Das auch noch?" Mizzi konnte sich nicht mehr halten und kicherte wie ein Kobold.

„Da giebt's gar nichts zu lachen," verwies ihr dies Mama und knüpfte sogleich eine neue Belehrung daran. „Du wirst dich in Zukunft auch eher etwas dumm stellen, als allzu altklug in deinen sonstigen Reden sein. Die Männer sehen die ganz gescheiten Frauen nicht gern, sie sind ihnen unbequem. Darum wirst du dich von Erkner auch immer hübsch belehren lassen, nicht immer eine eigene Meinung über alles äußern, sondern stets hübsch nachgeben ... Verstehst du wohl, mein Kind?"

Mizzi verstand nicht. Sie dachte eben an ganz anderes. Und was sie dachte, war: „Gott, diese Mütter! Wie die unsereinen langweilen können, wenn sie uns auf den Mann dressieren!“ Und Mizzi gähnte mit vorgehaltener Hand.

„Jawohl, Mama,“ sagte sie dabei. „Verstanden hab' ich alles. Aber weißt du: jetzt möcht' ich lieber doch schlafen gehen. Es ist elf Uhr.“

Die Mama ließ sich von diesem Argument überzeugen. Nur hatte sie noch Schluß zu machen und that dies, indem sie mit dem nötigen Nachdruck hinzufügte: „Aber das sag' ich dir noch, Mizzi: der Erkner wird mein Schwiegersohn! Und wenn er nächsten Mittwoch wiederkommt, dann hast du ihn dahin zu bringen, daß er sich dir erklärt. Geschieht es nicht, geht er noch immer unverlobt weg, dann werde ich schließlich doch einsehen, daß an dir Hopfen und Malz verloren ist. Und dann nehme ich die Sache in die Hand. Gute Nacht!“

Sie war fertig und segelte selbstzufrieden in ihr Schlafkabinett, um endlich die drückende Last des Mieders los zu werden und im Bett über die Mittel nachzudenken, wie sie Erkner auf rascheste und unfehlbarste Weise zum Bräutigam der Tochter stempeln könnte.

Die Tochter aber, die für die natürliche Entwickelung der Dinge war, gab sich mit dieser Frage nicht ab. Sie stand in ihrem jenseits gelegenen Kabinett am offenen Fenster und sog die linde Frühlingsluft ein. Dabei mußte sie an Erkner denken ... Ob ihm nicht die Ohren klangen? Wenn er's nur wüßte, daß die Mama nichts anderes im Kopf hatte als ihn! Sie schaute zum gestirnten Nachthimmel empor und fragte lächelnd die blinkenden Sterne oben, ob es dort wohl auch Menschen gäbe und Mütter, die keinen anderen Gedanken hatten als den, die Tochter an den Mann zu bringen?

2.

Beinahe zwei Stunden schon saß Mizzi im Wohnzimmer am Flügel, übte die Mondscheinsonate, mit welcher sie im Juli die Staatsprüfung bestehen sollte, und spielte weiter, wiederholte unverdrossen immer wieder, wenn sie einen Fehlgriff that, und war in ihre Uebung so vertieft, daß sie den Flug der Zeit nicht wahrnahm. Die Sonne, die, als sie sich zum Spiel gesetzt, noch ziemlich hoch gestanden hatte, ging eben unter.

Mizzi repetierte eben zum fünftenmal eine schwierige Passage, als plötzlich die Mama, sehr elegant zum Ausgehen angekleidet, ins Zimmer trat.

„Wohin denn?“ fragte Mizzi verwundert und unterbrach ihr Spiel, da die Mama sie leicht an der Schulter berührte.

„Ich muß in die Stadt, mein Kind,“ gab die Hofrätin unschuldig thuend zur Antwort. „Mir ist soeben die goldgelbe Seide ausgegangen, und ich muß unbedingt den neuen Läufer noch heute abend fertig machen. In einer Stunde bin ich wieder da. Leb wohl.“ Sie tätschelte der Tochter Wange und wandte sich zum Gehen.

„Aber Mama,“ widersprach Mizzi lebhaft, da ihr das mit der gelben Stickseide durchaus nicht so dringend schien, „du kannst jetzt nicht fort, heut' ist ja Mittwoch ... da wird Erkner kommen.“

„Nun?“ machte Mama mit der Klinke in der Hand und sah dabei sehr treuherzig darein. „Was weiter?“

„Ich kann doch nicht mit ihm allein bleiben, Mama.“

„Du empfängst ihn bloß an meiner Stelle und bittest ihn, zu bleiben, bis ich wieder da bin,“ bestimmte die Mama in erhabener Harmlosigkeit und mahnte dann: „Benimm dich nur, wie du sollst, gieb auf dich acht, red keinen Unsinn und laß die Klimperei. Die hat noch keinen

Mann entzückt. Nimm lieber eine Stickerei zur Hand. Das macht sich häuslicher ... Auf Wiedersehen!"

Sie hastete hinaus, die Thür fiel hinter ihr ins Schloß.

Kopfschüttelnd schaute Mizzi ihr nach. Diese Mama! Auf was alles die verfiel! Nun freilich, die Heirat mit Erkner war ihr ja bereits zur fixen Idee, für dieselbe zu arbeiten zum Beruf geworden. Und jetzt ließ sie die jungen Leute gar allein. Mizzi wußte nicht, sollte sie darüber lachen oder sich ärgern, oder vielleicht gar Mamas unverzagtes Losstreben auf ein Ziel nachahmenswert finden? —

Eine Viertelstunde später — sie schaute eben müßig zum Fenster hinaus auf das in Glanz und Farben getauchte, zart bewölkte Firmament — erscholl draußen der schrille Ton der elektrischen Klingel und gleich darauf ein rasches Pochen an der Thür.

Gelassen trat Mizzi vom Fenster weg und rief „Herein". Es fiel ihr gar nicht ein, die Stickerei zur Hand zu nehmen, um häuslicher zu erscheinen.

Und wie dann Erkner vor ihr stand, kam sie in leichte Verlegenheit, als sie wahrnahm, daß sein Blick, die Mama suchend, durch das Zimmer glitt.

„Mama ist leider nicht zu Hause," sagte sie. „Sie hat einen notwendigen Gang zu machen gehabt, wird aber bald wieder da sein."

Sein etwas bleiches Antlitz schien plötzlich wie von Flammen bestrahlt, als er hörte, daß Mizzi allein daheim sei. Ein froher Schreck durchfuhr ihn, dennoch meinte er unschlüssig in Haltung und Ton: „Da werde ich wohl wieder gehen müssen?"

Sie wußte es: nun hätte sie nach Mamas Rezept sich liebenswürdig anstellen, ihn dringend zum Bleiben nötigen sollen. Aber sie konnte sich an die mütterlichen Vorschriften nicht halten und gab sich, wie sie sich einfach geben mußte.

„Vom Müssen ist wohl keine Rede, Herr Erkner," meinte sie freundlich. „Die Mama wird sich gewiß sehr freuen, Sie hier zu finden, wenn sie kommt."

„Und Sie, Fräulein Mizzi?" forschte er mit verhohlener Spannung. „Werde ich Ihnen nicht lästig sein?"

„Mir — lästig?" Sie schaute ihm offen ins Gesicht. Und dann mit einem halben Lachen: „Mein Gott, wir sind ja doch so gute Bekannte."

Wenn sie noch wenigstens „gute Freunde" gesagt hätte! Aber so — es klang ihm gar nicht süß in die Ohren. Und leise verspürte er ein angekältetes Empfinden.

Wie sie doch nur die Kunst verstand, ihn immer wieder zu ernüchtern, wenn er erwartungsvoll, mit sehnsüchtig verlangendem Sinn zu ihr kam!

„Das sind wir ... ja. Gute Bekannte von einem halben Jahr her," meinte er nach einer Pause mit einer Trockenheit, die seltsam von dem früheren fröhlich-warmen Tone abstach. „Was muß man aber thun, um Ihr Freund genannt zu werden, Fräulein Mizzi?"

„Ach Gott, das kommt ja doch auf eins heraus," war ihre lässig-heitere Antwort. „Das bißchen Näher- oder Fernerstehen ist doch nicht von Belang."

„Glauben Sie das wirklich?"

„Gewiß." Sie lächelte belustigt, weil er es so genau nahm. „Du lieber Gott, daß die Männer doch so schwerfällig und wortklauberisch sind!"

Wie sie mit ihm verfuhr, als wäre er ein unreifer Jüngling und sie die reife, welterfahrene Dame, die sich bequemte, ihn von oben herab zu belehren! Er schwieg verstimmt.

Die Dämmerung war da, entfaltete ihr graues Schleiertuch, breitete es über die Welt. Der zarte Farbenglanz der Wolken war verblichen, im Zimmer war es schon fast dunkel. Die weißen Läufer und Deckchen auf den Möbeln

hoben sich im bleichen Schimmer ab. Und verlockend, in halbverwischten Umrissen, ragte die schlanke Mädchengestalt im blaßgrünen Hauskleid aus den schwärzlichen Schatten, die im Gemache lagerten, auf.

Wie wär's jetzt süß, das schöne Mädchen da im Arm zu haben und ihr alles das, was ihm durch Herz und Sinn ging, mit seinen Küssen zu bekennen ... Allein sie trieb ja doch nur ihren Scherz mit ihm. Und er bezwang den wilden Drang und wandte sich mit heftiger Gebärde ab. Sein Fuß stampfte den dicken Teppich, darauf er stand.

Sie hatte es bemerkt und blickte ihn in flüchtiger Betrachtung an. Er war ein hübscher Mann mit blondem Kopfe, hellen Augen voll Geist und Leben, energischem Gesicht und einer kräftigen, breitschulterigen Gestalt von starker Mittelgröße, ein Mann, der wohl gefallen mußte. Schließlich gefiel er ihr ja auch ganz gut. Und hätte er ihr jetzt gesagt, daß sie ihm lieb sei, da wäre sie nicht bös gewesen. Im Grunde hätte sie der Mama ja gern die Freude gemacht, ihr den so heiß begehrten Schwiegersohn zuzuführen.

Ein Weilchen zögerte sie noch, Licht zu machen. Aber Erkner stand da wie der grollende Achill.

Da that sie es. Ein Streichholz flammte auf, und im nächsten Augenblick floß der purpurne Lichtschein durch das lauschige Gemach und überzog alle Gegenstände darin mit seinem warmen Lichte.

„Guten Abend!“ sagte Mizzi plötzlich voll Heiterkeit.

Erkner fuhr herum und schaute sie wie abwesend an.

„Nun,“ meinte sie mutwillig, „ich hab' ja Licht gemacht, damit ich besser sehen kann, wie Ihnen das Bössein zu Gesicht steht. Sie sind ja doch wieder bös auf mich, nicht? Weil ich mir wieder erlaubt hab', meine eigene Ansicht zu äußern.“ Ihre Augen lachten ihn übermütig an.

„Das thun Sie ja doch immer, Fräulein," entgegnete er mit einem Achselzucken. „Ich erinnere mich wenigstens nicht, daß Sie je die Gnade hatten, meine Meinung für richtig zu halten. Sie haben eine Art, die Dinge abzuthun, daß man dagegen nicht aufkommen kann."

Sie lachte lustig auf. „Nun, wenn das wirklich so ist, dann hab' ich grad jetzt wieder die Ansicht, daß Sie längst schon sitzen sollten. Sie sind seit zehn Minuten da und stehen noch immer. Und ich auch." Sie ließ sich graziös auf einen der Stühle fallen und wies ihm mit anmutiger Handbewegung einen Sitz gegenüber an. „Thun Sie mir also den Gefallen, sich zu setzen, ehe die Mama kommt. Die wär' sonst über meine Art, die Hausfrau zu vertreten, nicht sehr erbaut."

Sie war zu lieb, er konnte ihr nicht böse sein.

„Wenn Sie also gestatten, Fräulein Mizzi, leiste ich Ihnen Gesellschaft." Er nahm Platz. „Ich fürchte aber nur, daß es mir nicht gegeben sein wird, Sie nach Wunsch zu unterhalten, und dann —"

„O, zu besorgt, mein Herr," fiel sie ihm in die Rede. Im gleichen Augenblick entsann sie sich des Vorwurfes Mamas, daß sie das immer thäte, und sie kicherte vergnügt über ihre Unverbesserlichkeit. Er entzückte sich an ihrem Anblick, und seine grauen Augen glänzten.

„Was stimmt Sie denn so heiter, Fräulein Mizzi?" begehrte er zu wissen.

„Ja, wenn ich Ihnen das nur sagen könnte!" wich sie ihm schelmisch aus.

„Nun?" meinte er zaudernd. „Vielleicht gar ich?"

„Sie?" Mizzi blinzelte ihn an. „Nein. Was hätte ich denn über Sie zu lachen? Sie können mich im schlimmsten Fall nur langweilen."

Das war nun wieder unartig. Aergerlich quetschte er die Unterlippe zwischen die Zähne.

„Zu gütig, Fräulein Mizzi,“ sagte er dann mit einem Versuch, Ironie in seinen Ton zu legen. „Sie sind von einer bewunderungswürdigen — sagen wir Aufrichtigkeit.“

„O bitte,“ wies sie ihn erläuternd zurecht. „Wenn Sie über nichts anderes als Elektrizität, Motoren und Politik zu reden wissen, wenn Sie in Damengesellschaft sind, finde ich Sie immer gräßlich langweilig. Sie verbeißen sich ja ganz darin.“

„Heute doch nicht.“

„Nein, aber sonst, wenn die Mama dabei ist. Die folgt Ihnen ja auch gern. Aber ich bin nicht die Mama. Und das, worüber ich gern rede, interessiert wieder Sie nicht.“ Sie setzte eine Schmollmiene auf.

„O, Fräulein Mizzi, da muß ich protestieren —“

„Thun Sie's nur, es interessiert Sie doch nicht!“ beharrte sie. „Sie gehen in Ihrem Beruf und in der Politik auf, und ich möchte Lebenskunst betreiben, mich ausleben nach Laune und Geschmack. Mama ärgert sich, wenn ich so rede. Aber ich kenne doch nichts Schöneres als ein verfeinertes und abwechslungsreiches Leben. Große Reisen machen, in der vornehmen Gesellschaft mich bewegen und selbst darin eine Rolle spielen, nicht nur Statistin sein — das wär' etwas für mich!“ Ein feiner Anhauch von Rot war auf ihren Wangen, in ihren Augen sprühte ein erhöhter Glanz. Sie hatte sich wieder einmal gehen lassen und dachte unwillkürlich an die Mama. Wenn die dabei wäre, das hörte, dann setzte es etwas ab!

Er hatte aufmerksam gelauscht und hätte weiter lauschen mögen. Sie sprach so hübsch, so fließend mit ihrer klaren, etwas tief gefärbten Stimme, die ihn an den volltönenden Schlag der Turmuhr auf der nahen Kirche gemahnte. Und was sie sagte, erregte durchaus nicht sein Mißfallen. Er fand aristokratische Art darin. Das sagte ihm zu.

Wie in Gedankenleserei bekräftigte sie diese Ansicht in ihm.

„Und wissen Sie warum, Herr Erkner?“ fuhr sie angeregt fort. „Warum ich reich sein möchte und auf den Höhen wandeln? Selbst eine Größe unter den Gesellschaftsgrößen sein? Weil ich viel Sinn für Reinlichkeit habe und Geldsorgen gemeinhin schmutzige Sorgen sind. Weil ich das helle Sonnenlicht lieber habe als den kühlen Schatten, wo nichts Rechtes gedeiht. Nur Moos und Krummholz. Ich bin eben stolz und ducke mich nicht gern. Ich will mich frei entfalten. Und das Bewußtsein, daß ich nur ein armes Mädchen aus dem besitzlosen Mittelstand bin, ist für mich oftmals ärgerlich genug.“

Sie hatte häufig schon von Reichtümern geschwärmt, nun aber hatte sie ihm ihre Schwärmerei begründet. Das kam wohl auf das Conto der Abwesenheit Mamas. Und es gefiel ihm. Ihre Sehnsucht nach verfeinerten Daseinsbedingungen schien ihm begreiflich, war ihm sympathisch.

„Ich könnte es freilich auch noch schlechter haben,“ fuhr sie nach einer kleinen Weile fort, indem sie flüchtig im Zimmer umherdeutete. „Keine Garnitur mit grünem Sammet, keine gestickten Läufer, keine Kleider nach der neuesten Mode und nicht zwei Monate Landaufenthalt im Sommer. Aber das alles bringt doch nur Mamas großartige Geldeinteilung zu stande. Ich verstehe das nicht so. Dafür muß ich aber in ein paar Wochen die Lehrerinnenprüfung ablegen in Französisch und Englisch und im Klavier ... Ach Gott, ja,“ unterbrach sie sich lachend, „ich werde mich, wenn es sein muß, ja auch ganz gut in das Gouvernantendasein hineinfinden, aber entzückt werde ich davon nicht sein. O, gar nicht!“

Daß sie nur fortgeplaudert hätte! Er hätte ihr so gerne noch gelauscht. Ihre Stimme vibrierte ihm im Ohr und Herzen, sein Auge hing gebannt an ihren schönen, jetzt

so belebten Zügen. Er starrte sie nur an und fand kein Wort.

Eine lange Pause senkte sich herab. Sein stummes Verhalten erfüllte Mizzi plötzlich mit einem nervösen Unbehagen. Und eine leichte Befangenheit kam über sie.

„Wissen Sie was, Herr Erkner?“ rief sie mit einemmal, um darüber hinauszukommen, und sprang lebhaft auf. „Ich will Ihnen 'was Hübsches spielen. Ja?“

Er nickte stumm und wollte ihr mechanisch folgen.

„Nein, bleiben Sie nur sitzen,“ protestierte sie, weil sie ihn nicht hinter sich wissen wollte. Es hätte sie verwirrt. „Ich blättere mir lieber selbst um.“

Sie eilte leichtfüßig zu dem Flügel, schlug ihn auf und steckte die Kerzen an. Wie sie sich dann die Notenblätter zurecht suchte, kam ihr wieder der Gedanke an Mama. Wenn die wüßte, daß sie wieder gerade alles das gethan, was sie nicht hatte thun sollen — ihm ins Wort fallen, von sich selbst reden, von einem feinen Leben phantasieren und nun gar klimpern, statt züchtiglich mit der Stickerei dazusitzen!

Ein paar Sekunden später präludierte sie und brachte ein Prochsches Konzertstück zu Gehör. Sie hatte viel Geläufigkeit und einen prächtigen Anschlag, spielte verständig und geschmackvoll; allein nicht das war es, was ihn gefangen nahm. Wohl aber glaubte er, niemals noch ein Weib von eleganterer Haltung gesehen zu haben. Er berauschte sich an der anmutigen Art, wie sie den Kopf leicht vorneigte, um besser in die Noten sehen zu können, und bewunderte den gesammelten Ausdruck des Gesichtchens, das nun einen vergeistigten Ausdruck hatte, der ihm mehr Adel als sonst verlieh.

Er schaute hin und konnte sich nicht satt sehen.

Sie war zu Ende und blieb sitzen, die Hände müßig auf den Tasten.

„Nun?“ fragte sie mit einem Lächeln. „Wie war es denn?“

Er schreckte beim Klange ihrer Stimme leicht zusammen. Ein verwirrter Ausdruck trat in seine Züge. Er hatte offenbar den Sinn der Frage nicht aufgenommen.

„Wie es gewesen ist?“ begehrte Mizzi noch einmal zu wissen.

„O, sehr ... sehr schön.“ Er meinte aber damit nicht das Spiel. Nur sie.

Sie aber fühlte sich als Künstlerin geschmeichelt und dankte für sein Lob, indem sie ihm Schuberts Lied „Am Meer“ zugab.

Und wie sie's spielte, war es ihm, als hörte er um sich herum die Wogen brausen. Er wähnte sich an einen fernen Strand versetzt und dort mit ihr allein in der blauen Unendlichkeit des Wassers und des Himmels.

Sie waren aber nicht am Meere und nicht allein. Die Hofrätin kam eben zur Thür herein. Schon auf der Gasse unten hatte sie die „Klimperei“ gehört, war voll Zorn die Treppe heraufgekommen und stand bereits — von beiden unbemerkt — ein paar Sekunden da und forschte mit dem Blicke eines Detektives, der einer Verbrecherfährte folgt, in den Mienen und dem Wesen der Spielenden und ihres Zuhörers nach der Art ihrer nunmehrigen Beziehungen. Es konnte ja schließlich doch eingetreten sein, was sie eigentlich mit ihrem Fortgehen bezweckt. Dann war die sentimentale „Paukerei“ da vielleicht der Abschluß der glücklichen Verlobungsstunde.

Ihr witternder Blick flog von Mizzi auf Robert, von Robert auf Mizzi, bohrte sich in beide ein ... Doch nein! Wie hatte sie in ihrer Weltkundigkeit auch nur einen Augenblick annehmen können, es wäre schon geschehen, und Robert Erkner eingespannt? Da hätte er doch sicher nicht so weit von Mizzi weggesessen und so traumsehn-

süchtig auf sie gestarrt. Ein Mann, der das thut, hat sich noch nicht ausgesprochen.

So war also die gute Gelegenheit versäumt! Er sah so unverlobt, sie so unbräutlich wie nur möglich aus. Und die Mama stand da, enttäuscht in tiefster Seele, ganz wütend. Es zuckte ihr in der Hand, mit dem Sonnenschirme dreinzuschlagen, mitten auf das Klavier hin, daß die Saiten sprängen. Und wär' es angegangen, so hätte sie der störrischen Tochter gern auf die Finger geschlagen. Aber nein. Sie mußte dabei noch die Liebenswürdige spielen, freundlich lächeln, süße Augen machen, da, wo sie am liebsten aus der Haut gefahren wäre.

Sie schluckte und würgte an ihrer Wut, rang sie hinab und spürte, wie sie ihr wie ein Kieselstein im Magen lag. Sie zwang ein holdes Lächeln auf ihre Lippen, einen girrenden Ton in ihre Kehle, als sie schließlich von ihrer Gegenwart Kunde geben mußte.

„Ei," rief sie scheinbar ungezwungen, „da wird ja konzertiert!"

Jäh brach das Spiel ab. Erschrocken fast fuhr Mizzi in die Höhe. „Mama!"

„Ja, ich," flötete die Hofrätin, während sie ihrer Tochter einen so furchtbaren Blick zuwarf, wie Medea dem ungetreuen Jason auf der Bühne. Und dann wandte sie sich rasch, in wahrem Turteltaubentone, an Erkner, der hastig aufgesprungen war. „Ich hörte eben von dem Mädchen, daß Sie schon da sind. Verzeihen Sie nur, lieber Freund, daß ich so lange ausgeblieben bin, aber wie ich hoffe, hat mich meine Tochter gut vertreten." Und in einer plötzlich aufzuckenden letzten Hoffnung harrte sie auf das einzige Wort, das sie aus Roberts oder Mizzis Munde hören wollte.

Es fiel nicht; nur der Klavierdeckel knackte geräuschvoll zu. Die beiden hatten ihr nichts Besonderes zu sagen.

„Uebrigens, mein Kind,“ bemerkte die Hofrätin fast platzend vor Wut, „es ist acht Uhr. Du thätest also gut, dich in der Küche umzusehen, was dort geschieht.“ Das sagte sie, um vor Erkner die Hausmütterlichkeit Mizzis, die diese selbst nicht hervorzukehren liebte, zu illustrieren. „Herr Erkner wird uns selbstverständlich das Vergnügen machen, zum Nachtessen zu bleiben.“

Er wollte bescheidenen Protest erheben, allein die Hofrätin ließ das nicht zu.

„Sie bleiben!“ zwang sie ihn mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, indem sie ihn auf einen Stuhl niederdrückte.

Und er blieb.

Als strahlendes Vorbild für die Tochter hielt sich die Hofrätin im Verlauf des Abends genau an das, was sie dem jungen Mädchen bisher leider vergeblich einzutrichtern versucht hatte. Beim Gespräch stellte sie sich in zweite Linie; ließ den Gast durch immer neu berührte Themen nicht aus dem Reden kommen und folgte ihm, mit augenscheinlichem Interesse lauschend, seinen Ansichten immer beipflichtend, auf jedes Gebiet, obgleich sie kaum darauf hörte, was er sprach. Alles in ihr rang danach, auf das einzige Thema, das sie interessierte, zu gelangen. Und gerade das durfte sie nicht zuerst berühren. So kostete es sie jammervolle Anstrengung, ihre Absichten nicht irgendwie zu verraten.

Er wieder war zwar nicht ungern in der Gesellschaft der temperamentvollen, zungenglatten Frau, nur fühlte er sich von ihren Süßigkeiten schließlich überfüttert und lechzte förmlich nach dem gesunden, erfrischenden Salzgeschmack in den Reden der Tochter, die ihm viel zu spärlich an die Ohren klangen. Und immer mehr befestigte sich in ihm die Ueberzeugung, daß eine Ehe ungleich schöner wäre, wenn es keine — weder liebenswürdige

noch bissige — Schwiegermütter gäbe, die — wie es ihm nun scheinen wollte — in den Spalten der Witzblätter eine durchaus nicht unberechtigte stehende Rubrik ausmachten.

Mizzi blieb die ganze Zeit recht still und sah mit ruhiger Resignation dem unvermeidlichen Sermon nach Erkners Weggehen entgegen.

Ganz wider ihr Erwarten kam es diesmal nicht dazu. Sie hatte nur ein kurzes Verhör zu bestehen.

„Na, wie war's? Was habt ihr miteinander angefangen?"

„Nun, was denn?" meinte Mizzi achselzuckend. „Geredet haben wir. Und dann habe ich Klavier gespielt, weil er langweilig geworden ist."

Die Hofrätin nickte wie jemand, der sich ruhig über ein verfehltes Unternehmen berichten läßt, da er bereits über ein neues Auskunftsmittel verfügt.

„Ja, ja, du bist geschickt, das muß ich sagen," gab sie dann zur Antwort. „Jede andere hätte ihn da in der Tasche gehabt. Das war die richtige Gelegenheit, die hast du nun glücklich versäumt."

„Nun ja," klang es lakonisch zurück. Mizzi verschwieg es geflissentlich, daß sie bei Erkners stillem Verhalten plötzlich eine ganz seltsame Beklommenheit verspürt hatte. „Ich wußte nichts anderes anzufangen."

„Und wirst es niemals wissen," scholl es verbissen an ihr Ohr. „Aber ich will nicht länger warten, das hab' ich dir schon neulich gesagt. Und das weitere wirst du sehen. Das heißt," verbesserte sich die Mama rasch in ganz mysteriöser Art, „du wirst es eigentlich nicht sehen."

Damit machte sie energisch eine Schwenkung nach links und zog sich mit knappem Gutenachtgruß in ihr Kabinett zurück.

3.

Nach ungewöhnlich schönen Tagen trat über Nacht ein Wettersturz ein. Die fast sommerliche Temperatur der letzten Woche sank jäh herab, der graue Himmel sandte alle Augenblicke heftige Regengüsse hernieder, die ein scharfer, beständig wehender Wind den Menschen ins Gesicht trieb.

Die Hofrätin Willmitzer war nicht die einzige, die diesen Tag gegen Ende April, da vorzeitig schon Flieder und Goldregen blühten, unter aller Kritik und den Wettersturz niederträchtig fand. Dennoch ließ sie sich nicht abhalten, nach dem gewohnten kurzen Mittagsschläfchen sich fürs Ausgehen entsprechend anzukleiden.

„Aber Mama,“ rief Mizzi, die wieder ihre Mondscheinsonate übte, erschrocken, als sie die Mutter in hochgeschürztem dunklen Lodenkostüm und schlichtem Lodenhut, an den Füßen hohe Knöpfschuhe und den Regenschirm in der Hand vor sich sah, „du wirst bei diesem Wetter doch nicht ausgehen?“

„Ich geh' aber doch, wie Figura zeigt,“ entgegnete Mama phlegmatisch, in dem sie sich den letzten Knopf an den bräunlichen Waschlederhandschuhen zumachte.

„Aber du siehst ja, es regnet wie aus Scheffeln,“ stellte die Tochter ihr wohlmeinend vor. „Und dieser Wind wird dich davontragen.“

„Das will ich erst erproben,“ lautete die unerschütterliche Antwort. Sie klappte den Schirm auf, überzeugte sich, daß der zierliche Stock aus elastischem Holz daran dem Windesbrausen wohl gewachsen sein würde, und schaute in den Spiegel. Sie sah sehr unternehmend aus, wie eine englische Touristin. „Ich hab' einen Besuch zu machen. Adieu!“ Sie nickte der Tochter zu, fand es höchst überflüssig, die rasche Frage Mizzis nach dem Wohin zu beantworten, und ging entschlossen zur Thür hinaus.

Wie sie unten auf der Straße war, kam eben wieder ein so heftiger Windstoß einher, daß er sie fast umgeworfen hätte. Und dabei war dieser Wind auch noch so ungezogen, ihr gleich einen ganzen Kübel Wasser ins Gesicht zu schütten, daß sie nur so troff.

Sie mußte ihre ganze Kraft aufbieten, um sich im Gleichgewicht zu halten, drückte sich an die Hauswand und spannte mutig den Schirm auf. Ein paar Schritte ging's zur Not. Dann brauste es ihr neuerdings entgegen, und der neue schöne Seidenschirm war umgekippt.

Sie erwog ernsthaft die Umkehr und stellte sich dabei die Gewissensfrage, ob ein trotziges Mädchen es wirklich wert sei, daß die Mutter ihr das schwere Opfer bringe, ihr zuliebe in einem solchen Hundewetter das behagliche Heim zu verlassen. Die Frage fand jedoch eine entschieden zustimmende Antwort, denn nach kurzem Zaudern klappte die Hofrätin den Schirm energisch zu, benutzte ihn als Stütze, gab voll Heroismus Kopf und Antlitz und die Toilette den Segengüssen von oben preis und arbeitete sich kühn durch Wind und Regen zur Haltestelle der elektrischen Bahn hindurch, stieg ein und ließ sich von dem rasselnden Gefährt auf den Praterstern bringen.

Ihre intimste Freundin wohnte da, Frau Anastasia v. Kloyber, die Witwe eines Militärbeamten, die — weil sie von ihrer etwas kargen Pension nicht gut existieren konnte — möblierte Zimmer vermietete und ihre Mieter nötigte, sich bei ihr auch in Kost zu geben. Davon lebte sie ganz behaglich.

Die hagere Gestalt, in einen roten Schlafrock gehüllt, eine ausgiebige Kaffeekanne vor sich, saß gemächlich in ihrem Zimmer bei der „Jause", als die Bedienerin draußen die Hofrätin hereinließ. Und wie Frau Anastasia nun plötzlich ihre geliebte Bertha vor sich sah, schrie sie entzückt auf, lief ihr entgegen und begrüßte sie mit feuriger

Umarmung. Ihr dunkles Zigeunergesicht strahlte dabei vor Wonne.

„Daß du bei diesem Wetter kommst, werd' ich dir nie vergessen," beteuerte sie überschwänglich. „Und wie du aussiehst, du Arme! Naß bis auf die Haut und ganz zerzaust." Sie half ihr zärtlich aus dem Jackett, nahm ihr den ganz durchweichten Lodenhut vom Kopfe, drückte sie auf das geblumte Sofa nieder und schenkte ihr eine bauchige Kaffeeschale voll. „Da, meine Liebe, stärk dich zuerst. Und dann laß uns plaudern. Wir haben uns lang genug nicht gesehen."

Das stimmte. Es mochte schon an sechs Wochen her sein. Sie sahen sich überhaupt nicht allzu oft, schon der weiten Entfernung wegen. Wenn sie aber einmal zusammenkamen, dann gab es aus, da waren sie nicht so bald voneinander los zu kriegen.

Daß es eine wichtige Angelegenheit war, die heute bei Sturm und Platzregen ihre süße Bertha hergeführt, enthüllte sich Frau Anastasia nicht sogleich. Erst lange nach der Jause, nachdem sie in ihrem Plaudern vom Hundertsten ins Tausendste geraten waren, und die Hofrätin ihre Freundin in die geeignete Stimmung versetzt hatte, fand sie es an der Zeit, ihr Anliegen mitzuteilen und anzudeuten, daß sie auf den Beistand ihrer teuren „Stasi" zähle.

Frau Anastasia witterte alsbald mit untrüglichem Instinkt eine Intrigue, und ihre schwarzen Augen glänzten vor Begier. Sie war sogleich dabei, als sie hörte, daß es sich um Erkner und Mizzi handelte, wollte rasch das Nähere wissen, und Frau Bertha machte die gespannt lauschende Busenfreundin mit ihrem Plan bekannt.

Die andere war davon entzückt.

„Das ist wieder einmal etwas für mich," rief sie begeistert. „Und du sollst staunen, wie fein ich das machen

werde. Gehen wir sogleich ans Werk. Zuerst wird ein Konzept gemacht."

Sie ging zu dem kleinen Damenschreibtisch beim Fenster, nahm Platz und legte sich Schreibzeug zurecht. Die Hofrätin ließ sich seitwärts von ihr nieder. Gemeinsam verfaßten sie sodann einen recht merkwürdigen Brief, den Frau Anastasia alsbald sorgsam ins Reine übertrug.

— — — — — — — — — — — —

„Bist du aber lang ausgeblieben, Mama," klagte Mizzi, die, in einem Buche lesend, am Tische saß, als die Mama knapp vor dem Abendessen heimkam. „Mir ist bei diesem Wetter die Zeit so lang geworden. Wo warst du denn?"

„Wahrscheinlich irgendwo," lautete die orakelhafte Antwort. Und dann flog ein schwarzes Etwas in zwei Teilen auf den Tisch. „Da," klang es kurz, in entrüstetem Tone weiter, „das hat man davon, wenn man gezwungen ist, bei einem solchen Wetter auszugehen! Das kostet mich jetzt sechs bare Gulden —"

„Ach!" rief Mizzi bedauernd und griff nach dem Gegenstand auf dem Tische. „Der schöne neue Schirm!"

„Ja," höhnte die Mama ihr nachahmend, „der schöne neue Schirm! Hin ist er, hin! Wirst du mir einen anderen kaufen? He? Hast du die sechs Gulden?"

„Aber geh doch," versuchte Mizzi die Ergrimmte zu besänftigen. „Es ist ja nur der Stock gebrochen. Das kostet höchstens einen Gulden —"

Das hatte die Hofrätin zwar auch gewußt, aber in ihrer Mißstimmung über die neuerliche Witterungsunbill auf dem Heimweg nicht wissen wollen, und ihren Groll darüber an Mizzi auslassen müssen.

„Na ja," sagte sie unwirsch, „so weise wär' ich nachgerade auch." Sie schwenkte vehement nach links, um sich in ihrem Kabinett mit trockener Kleidung zu versorgen.

Während des ganzen Abends ließ es sich Mizzi angelegen sein, die heute so gestrenge Mama gnädiger zu stimmen. Aber vergeblich. Die Mama blieb zugeknöpft und ungenießbar und suchte früher als sonst ihr Bett auf. Es drängte sie, allein zu sein, um angenehm von ihrem Coup zu träumen und sich auf alle die Schwierigkeiten vorzubereiten, welche bei der geplanten Ueberrumpelung Erkners etwa noch zu überwinden wären. — —

Am nächsten Morgen beim Frühstück brachte das Dienstmädchen einen Brief für die Gnädige herein.

Er steckte in einem lilafarbenen, schmalen, länglichen Umschlag von feinem Papier und duftete stark nach Flieder.

„Wer schreibt denn?" fragte Mizzi neugierig, als sie wahrnahm, daß Mama Adresse und Poststempel aufmerksam betrachtete.

„Die Schrift ist mir ganz fremd. Schau doch nur, Mizzi," die Hofrätin hielt ihr den Brief hin, „diese große, feste Schrift — so schreibt doch keines von unseren Bekannten?"

„Nein," meinte Mizzi nach flüchtiger Betrachtung. „Aber eine Männerschrift ist's sicher."

Die Mama neigte auch dieser Ansicht zu, nahm aber, als sie das Couvert geöffnet, ihren Irrtum wahr.

„Denk dir nur, Mizzi, es ist doch nicht von einem Mann." Und in sichtlicher Spannung las sie den Brief. „Ah!" machte sie dazwischen, während ein Ausdruck steigender Verwunderung in ihre Züge trat.

Als sie mit dem Lesen fertig war, schüttelte sie mit beinahe fassungsloser Miene den Kopf. „Unmöglich!" murmelte sie, wie für sich selbst gesprochen. „Das hätt' ich nicht gedacht." Und dann in lauterem Ton: „Jetzt geht mir freilich ein großes Licht auf."

„Was denn, Mama?" forschte Mizzi, durch das mütterliche Gebaren noch mehr gespannt.

Ihre Frage brachte Mama offenbar zur Wirklichkeit zurück. Sie steckte dann mit raschem Entschluß den fliederduftenden, lilafarbenen Brief in das Couvert und dieses energisch in die Tasche des Schlafrockes.

„Das ist nichts für dich, mein Kind,“ sagte sie in gütigem Tone. „Das sind Dinge, die ein junges Mädchen nicht zu wissen braucht.“ Und dann, nach einer Pause ernsthaften Nachdenkens, entfuhr es ihr wie im Selbstgespräch: „Aber es ist gut so. Ich weiß nun wenigstens, woran ich mich zu halten habe.“

Weiter war kein Wort aus ihr herauszubringen, so sehr auch Mizzi darum bat. Die Mama hatte damit die Sache abgethan und kam nicht mehr darauf zurück. Aber sie war schon lange nicht so gut und sanft gegen die Tochter gewesen wie an diesem und den folgenden zwei Tagen und nahm den Namen Erkner bemerkenswerterweise nicht in den Mund.

4.

Der Mittwoch war wieder herangekommen. Glatt und ruhig ging es im Hause zu. Das Mittagessen war vorüber, der Nachmittag vorgeschritten, und Mizzi wollte gewohntermaßen auf dem Klavier üben. Aber da erhob Mama in milder Weise Protest.

„Laß das heut' sein, mein Kind,“ sagte sie liebevoll. „Jetzt ist's halb Sechs, du mußt dich also beeilen und mir die Liebe thun, in die innere Stadt zu gehen, um einige Besorgungen zu machen.“

„Ist das so wichtig, Mama?“ fragte Mizzi überrascht von dem plötzlichen Auftrag. „Du hast ja früher nicht ein Wort davon gesagt.“

„Ich hab' es eben erst bemerkt,“ flötete die Hofrätin mit süßem Ton zurück, „daß mir Mundwasser und Gesichtspuder und Creme ausgegangen sind. Und ohne diese

Dinge bin ich einfach unmöglich, das weißt du wohl, mein Kind. Hier steht, was zu holen ist", sie zog einen beschriebenen Papierstreifen aus der Tasche und reichte ihn Mizzi hin, „ich hab' alles notiert."

„Ja, aber — in die Stadt?" sagte Mizzi unschlüssig, nachdem sie den Zettel mit den Augen überflogen hatte. „Das kann ich ja auch alles in der Nähe besorgen."

„Die Rumessenz doch nicht," zirpte Mama mit schmelzendem Wohllaut. „Die kann man unmöglich von anders her als von Rofesser & Compagnie beziehen."

Nun war's gesagt, und das bedeutete so viel, als daß sie ihre Tochter auf mindestens zwei Stunden los sein wollte. Die eine Stunde ging auf dem Hin- und Rückweg drauf, die andere auf das lange Warten in diesem Geschäfte, darin vom frühen Morgen bis zum späten Abend stets ein so fürchterliches Gedränge herrschte, als bekäme man dort alles geschenkt.

Im ersten Augenblick machte Mizzi ein langes Gesicht. Im zweiten erriet sie den Beweggrund, der alle diese Kleinigkeiten auf dem Zettel da mit einemmal so ungeheuer notwendig machte. Im dritten mußte sie über die Findigkeit Mamas lachen. Weil es letzten Mittwoch mit ihr nichts gewesen war, wollte heute die Mama mit Erkner allein sein, um die Entscheidung herbeizuführen. Wie unheimlich konsequent doch diese Mama war! Und da Mizzi einsah, daß es vergeblich bliebe, wollte sie dagegen opponieren, so fügte sie sich. Eine Viertelstunde später war sie in Straßentoilette und verließ das Haus.

Kurz nach halb Sieben — ausnahmsweise früher als gewöhnlich — kam Erkner.

„Die Damen zu Hause?" fragte er das öffnende Mädchen.

„Nur die Gnädige," antwortete die Gefragte. „Das Fräulein ist ausgegangen."

Ein Gefühl der Enttäuschung beschlich ihn, als er das hörte. Aber sie mußte ja bald wiederkommen.

Die Hofrätin saß am Nähtischchen beim Fenster, die unvermeidliche Stickerei in der Hand, als er nach leichtem Anklopfen ins Zimmer trat.

Sonst legte sie die Arbeit immer sogleich fort und ging ihm entgegen. Heute that sie es nicht. Sie blieb sitzen, zog gemächlich die Nadel mit dem hellroten Seidenfaden durch das feine Leinengewebe des neuen Läufers, schaute dann erst auf, nickte ihm zu und reichte, als er herankam, ihm flüchtig die Fingerspitzen.

„Sehr angenehm, Herr Erkner!" Ein konventionelles Lächeln begleitete ihre Worte. „Erlauben Sie nur, daß ich dieses kleine Blütenbüschel fertig sticke, und nehmen Sie, bitte, Platz." Sie deutete dabei auf einen Stuhl in mäßiger Entfernung.

Er war von ihr zu sehr verwöhnt, als daß er diesen Empfang nicht etwas frostig gefunden hätte, und wußte nicht, was er davon halten sollte.

„Nun?" meinte sie, da er ein Weilchen zauderte, sich zu setzen, und das kühl verbindliche Lächeln von früher zeigte sich auf ihren schmalen Lippen. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Erkner?"

Er that es und wartete nach der ersten Frage über ihr Befinden, daß sie anfinge zu sprechen.

Sie ließ sich damit Zeit, stickte gelassen Stich um Stich und begann endlich absichtlich, mit großer Weitschweifigkeit vom Wetter zu sprechen.

Was sollte das? Es war doch sonst nicht ihre Art. Da legte sie vielmehr das freundschaftlichste Interesse für seine persönlichen Angelegenheiten an den Tag.

Und gerade heute hätte er das gern gehabt, weil er ihr Angenehmes hätte berichten können: daß er von einigen öffentlichen Aemtern beauftragt worden sei, elektrische Be-

leuchtung in verschiedenen Baulichkeiten einzurichten, und daß auch seine Verhandlung mit der Gemeinde Wien sehr günstig stünde.

Statt dessen dieses endlose Wetterthema. Wollte sie denn bis Mitternacht dabei verweilen? Was war das nur für eine Laune? Oder sollte sich seit seinem letzten Besuch etwas geändert haben?

In dem Unbehagen, das ihn beschlich, versuchte er nun entschlossen, dem Gespräch eine andere, ihm interessantere Wendung zu geben, und erlaubte sich, um etwas über Mizzi zu erfahren, zu fragen, ob die Frau Hofrätin allein daheim sei.

„Ja,“ lautete die knappe Antwort.

Das Fräulein sei wahrscheinlich im Theater? meinte er darauf.

„Nein,“ hieß es wieder kurz.

„Darf ich mir herausnehmen, zu fragen, wo Fräulein Mizzi hingegangen ist?“ forschte er beharrlich weiter.

„Meine Tocher ist ausgegangen, Herr Erkner.“ Und die Hofrätin stichelte an der hellroten Blüte eifrig fort.

Der abgehackte Ton, die ganze Art, das ewige „Herr Erkner“ — was hatte das nur zu bedeuten? In seine blauen Augen trat ein unruhiger Ausdruck. Warum war sie so eigentümlich heute, die sonst so überliebenswürdige Dame? Und vor allem: warum fehlte Mizzi?

Die Hofrätin schwieg wie er. Sie schien in ihre Arbeit ganz vertieft. Nach einer geraumen Weile erst nahm sie die Konversation wieder auf, indem sie öffentliche Dinge flüchtig streifte. In einer Art, der man es anmerkte, daß sie nicht bei der Sache war und nur sprach, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Und Erkner wußte nun, es war nicht eine Laune, sondern Absicht, was sie so sein ließ. Er mußte Gewißheit haben.

„Jetzt bin ich über eine halbe Stunde da, gnädige Frau,“ sagte er, „und habe Zeit genug gehabt, wahrzunehmen, daß Sie anders gegen mich sind als sonst. Darf ich mir die Frage erlauben, warum?“

Nun hatte sie ihn da, wo sie ihn haben wollte.

In ihren auf die Stickerei gesenkten Augen blitzte es triumphierend auf. Dann hob sie leicht den Kopf und warf einen flüchtigen Blick auf den Frager. Ein leises Erstaunen lag in diesem Blick, und ihre Antwort ließ ein wenig auf sich warten.

„Sie irren sich, Herr Erkner,“ protestierte sie kühl, aber in einer Art, die seine Annahme bestätigen mußte.

„Verzeihung,“ bat er kurz, „wenn ich mich damit nicht zufrieden geben kann. Es macht mir ganz im Gegenteile immer mehr den Eindruck, daß Sie, gnädige Frau, sich zwingen müssen, meine Gesellschaft zu ertragen.“

„O,“ meinte sie zögernd, „das ist es nicht.“ Sie schaute beharrlich auf die ihrer Vollendung entgegengehende Blüte, die unter ihrer Hand entstand.

„So haben Sie die Güte, es mir zu sagen,“ drang er auf sie ein, während er hastig aufstand.

„Sie setzen mich wahrhaftig in Verlegenheit, Herr Erkner,“ wich sie ihm nochmals aus. Nur war es ihr schon anzumerken, daß sie mit seiner Ungeduld Mitleid fühlte und nur noch stärker gedrängt sein wollte.

Er that es und bat eindringlich: „Alles kann ich ertragen, nur nicht unklare Situationen. So bitte ich dringend, lösen Sie mir das Rätsel, gnädige Frau.“

So gebeten, hatte sie es nicht mehr nötig, ihn noch länger mit Ausflüchten hinzuhalten. Auch rückte der Zeiger auf der Uhr weiter und weiter, und sie hatte nicht mehr zu viel Zeit übrig, wollte sie sich nicht von Mizzis Heimkunft überraschen lassen.

Und plötzlich fand sie es auch passend, den Läufer

aus der Hand zu legen, obgleich das hellrote Blütenbüschel noch lange nicht vollendet war. Sie saß ein Weilchen nachdenklich, mit einer Miene da, als läge sie im Kampf mit ihrem Zartgefühl.

„Es ist recht peinlich,“ begann sie endlich stockend und schien verlegen. „Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll —“

Er zuckte vor Ungeduld. „Wenn ich mir die Bitte erlauben darf, möchte ich es kurz herausgesagt hören, gnädige Frau.“ Sein Ton verriet mühsame Beherrschung.

„Ich begreife ja, daß Sie klar sehen wollen,“ entgegnete sie in wohlberechneter Absicht immer noch zaudernd, „aber es fällt mir nicht leicht. Doch schließlich ist es meine Pflicht als Mutter, daß ich mein Kind vor gänzlich unbegründeten Annahmen gewisser Leute“ — die letzten zwei Worte klangen mit beigemischter Geringschätzung hervorgehoben — „schütze.“ Sie machte eine Pause nach diesem ersten Aufschluß, der Erkner so überraschend traf, daß er sie sprachlos anstarrte.

„Ja,“ fuhr sie fort, „das ist es. Leider, Herr Erkner! Sie wissen, wir haben Sie als Freund unseres Hauses immer gern gesehen; doch hat Ihr häufiges Kommen irgend welchen Leuten Anlaß gegeben, daraus ganz unberechtigte Schlüsse zu ziehen, die meine Tochter in das falsche Licht gebracht haben, als stünde sie Ihnen näher, als es thatsächlich der Fall ist. Hieraus dürften ihr und mir noch weitere Unannehmlichkeiten erwachsen. Und das —“

„Noch weitere?“ fiel er ihr erstaunt ins Wort. „Haben denn die Damen bereits welche gehabt?“

„Gewiß, Herr Erkner. Ich habe bisher darüber geschwiegen, aber schließlich kann man es sich doch nicht auf die Dauer gefallen lassen, von intriganten Leuten fortwährend behelligt und — mit anonymen Briefen geradezu überschwemmt zu werden.“

Die Spannung seiner Nerven wich. Er atmete erleichtert auf.

„Ah," machte er, „das ist es also?" Und dann mit einem halben Lächeln, das die Hofrätin seltsam berührte: „Man würdigt meine Wenigkeit also anonymer Briefe? Aber, liebe gnädige Frau, warum haben Sie mir denn das nicht schon früher gesagt?"

„Warum hätt' ich das sollen?" meinte sie in vornehmthuender Gelassenheit. „Anonyme Briefe wirft man doch in den Papierkorb. Und das hab' ich gethan. Aber wenn sie immer wieder kommen — Sie werden es begreifen, daß man da zuguterletzt den Spaß satt bekommt."

„Gewiß," stimmte er bei. „Man hat auch den Grund dazu. Aber was steht denn nur in diesen Briefen?"

„Nur immer dasselbe in allen möglichen Variationen. Daß Sie gebunden sind, dann Warnungen und Drohungen —"

„Gebunden — ich?" Er lachte belustigt auf. „Das ist mir neu." Und ernster werdend, bat er dann, sie möge ihm die Briefe, wenn sie dieselben noch besitze, zum Lesen geben.

Sie hatte auf diesen Augenblick gelauert und triumphierte. Sie habe aber nur noch einen, sagte sie, den letzten. Dann ging sie in ihr Schlafkabinett, blieb absichtlich eine gute Weile drinnen und kam dann mit dem lilafarbenen Brief heraus.

„Ich habe ihn versteckt gehabt, daß meine Tochter ihn nicht findet, und mußte ihn erst suchen," entschuldigte sie ihr längeres Ausbleiben und reichte ihm den Brief. „Die Schrift ist offenbar verstellt," meinte sie noch flüchtig. „Aber vielleicht finden Sie doch bekannte Züge darin."

Er verneinte nach aufmerksamer Prüfung und las dann still für sich:

„Sehr geehrte Frau!

Noch immer nehmen Sie die Besuche dieses Herrn Erkner an, der — wie Sie doch schon wissen müssen — Beziehungen unterhält, die er nicht lösen kann. Noch immer wollen Sie nicht gewarnt sein und gestatten Ihrer Tochter den Verkehr mit einem Herrn, der ältere Rechte einer anderen Dame zu respektieren hat und charakterlos wäre, wenn er vergessen sollte, daß er ernste Verpflichtungen zu erfüllen hat. Seien Sie demnach noch einmal auf das dringendste gewarnt, wenn Sie nicht ein Ereignis heraufbeschwören wollen, das auch für Sie sehr peinlich werden müßte.

Dies rät Ihnen in allem Ernst

eine wohlmeinende Freundin."

Als er gelesen hatte, behielt er den Brief in der Hand. Die Heiterkeit war aus seinen Zügen geschwunden, nachdenklich blickte er auf das Schreiben nieder.

„Nun?" wandte sich die Hofrätin an ihn, da ihr sein Schweigen zu lange währte. „Es ist dumm das Ganze, nicht?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein, gnädige Frau, es ist nicht einmal so dumm. Aber gemein." Seine Stimme klang sehr ruhig.

Es durchfuhr sie leise in bänglicher Regung. Sie hatte anderes erwartet, Bestürzung, vielleicht auch Empörung. Aber so, wie er nun war — das gefiel ihr nicht. Es schien die Sache zu komplizieren ... Und plötzlich wurde ihr zu Mute, als wäre es schwankender Boden, darauf sie sich bewegte. Und sie rief ihre schwindende Sicherheit gewaltsam zurück.

„Das ist es auch, mein Freund, ja, und es würde mich sehr interessieren, zu wissen, von wem der Brief ist. Haben Sie keine Ahnung?"

Und da er abermals stumm verneinte, streckte sie in-

stinktiv die Hand nach dem Schreiben aus. „Geben Sie ihn mir wieder, bitte.“

Er machte einen kleinen Schritt zurück. „Verzeihung, gnädige Frau, ich möchte ihn behalten.“ Er bat in sehr bestimmtem Tone darum.

„Warum?“ Sie schien bloß verwundert, aber sie fühlte sich von einer unbestimmten Angst erfaßt. Es war die dunkle Emfindung, als sei die Sache nun auf einem Punkte, wo sie umkippen könne. Und seine Antwort gab ihr zu ihrem geheimen Schrecken recht.

„Ich möchte die Sache doch nicht auf sich beruhen lassen. Dieser Brief verdächtigt mich in ganz infamer Weise. Da habe ich wohl ein Interesse daran, der Sache nachzuforschen und den Schreiber oder die Schreiberin zu ermitteln.“

Ihr blieb für einen Augenblick die Luft aus, und sie fühlte, daß sie erbleichte. Wie fatal!

„Hieße das nicht der Sache zu viel Wichtigkeit beimessen?“ fragte sie mit einer Miene, die überlegen sein sollte, aber recht gezwungen aussah.

Das fiel ihm nun zwar auf, nur legte er dem keine sonderliche Bedeutung bei. „O keineswegs, für mich ist es im Gegenteil sehr wichtig, Ihnen für die Zukunft ähnliches zu ersparen und Ihr ganzes Vertrauen wiederzugewinnen.“

„Aber das besitzen Sie ja, Herr Erkner,“ versicherte sie mit Hast.

„Ihr Verhalten, gnädige Frau, belehrte mich leider anders,“ widersprach er artig. „Und deshalb bitte ich um diesen Brief.“

Sie fühlte es mit einem kalten Schauder, die Intrigue, so fein eingefädelt, ging schief, indem Erkner sich nur für den Schreiber interessierte, während sie damit gerechnet hatte, auf diesen Brief hin Erkners Beziehung

zu Mizzi zur Aussprache zu bringen und ihn hübsch auf die Werbung hinzusteuern. Und nun — so arg verrechnet! Aber sie begriff im Nu, daß sie nicht widersprechen dürfe, wollte sie nicht seinen Argwohn wecken.

„Nun, wie Sie wollen, lieber Freund.“ Sie bot ihre ganze Willenskraft auf, um ihrer Stimme Festigkeit zu geben, und hätte dabei doch am liebsten vor Zorn geknirscht. „Ich glaube aber kaum, daß sich der Absender ermitteln läßt.“

„Vielleicht doch,“ sagte Erkner zuversichtlich. „Ich werde wenigstens für diesen Zweck keine Auslage scheuen.“ Er dankte für den überlassenen Brief und verwahrte ihn sorgsam in seiner Brusttasche.

„Das wollten Sie wirklich?“ fragte sie mit einem Lächeln, das ihr sehr schwer fiel. Sie fühlte sich dem Weinen nahe und hätte sich am liebsten auf ihn gestürzt, um ihm den Brief gewaltsam abzunehmen.

„Ganz sicher will ich das,“ klang die ruhige Erwiderung. „Als Unternehmer stehe ich mit verschiedenen Behörden, namentlich mit dem Magistrat, in geschäftlichen Unterhandlungen. Da kann es mir nicht gleichgültig sein, wenn mein Privatleben auf so gemeine Weise verdächtigt wird. Auch hab' ich stets zu viel auf meinen guten Ruf gehalten und danach gelebt, als daß ich meiner Ehre auf so heimtückische Art ungestraft nahe treten lassen könnte. Ich muß dafür Genugthuung erhalten. Und wenn es so weit sein wird, gnädige Frau, werden Sie wohl wieder die Güte haben, mich freundlich aufzunehmen.“

„Wie das?“

„Es ist natürlich, daß ich für so lange Ihrem Hause fernbleiben muß,“ erklärte er.

Hätte sie das voraussehen können! Es kam so ungeahnt, daß sie um alle Fassung kam. Aus großen Augen starrte sie ihn verdutzt an.

„Aber nein, das geht zu weit,“ protestierte sie, sich sammelnd. „Das ist ja viel zu schwer genommen.“ Sie machte den Versuch, zu lächeln. Er mißlang ganz kläglich. Es war nur ein nervöses Verziehen der Lippen.

Er nahm es wohl wahr, aber seine gerade, offene Natur, die alle anderen nach sich beurteilte, ließ ihn nichts anderes dahinter finden, als daß ihr sein Ausbleiben auf unbestimmte Zeit fühlbar sein werde, nun sie an sein regelmäßiges Kommen gewöhnt war und für ihn — dessen glaubte er gewiß zu sein — die freundschaftlichste Sympathie empfand. Dennoch blieb er unerschütterlich, wie in allen Dingen, die den Ehrenpunkt betrafen.

„Verzeihung, wenn ich der Ansicht bin, daß man Fälle, wo die Ehre eines Menschen auf dem Spiele steht, nicht ernst genug nehmen kann,“ widersprach er mit Festigkeit. „Und nun, gnädige Frau“ — er verbeugte sich respektvoll — „gestatten Sie mir, Abschied zu nehmen. Es wird mir gewiß nicht leicht fallen, dieses angenehme Haus zu meiden, aber leider muß es sein.“ Er küßte ihr die Hand und ging. Und sie mußte ihn gehen lassen.

Ganz konsterniert blieb sie zurück.

So ein Hereinfall! Ihr, der Klugen, Schlauen! Der geniale Streich mißlungen, so jämmerlich noch dazu! Und statt den Heißbegehrten der heimkehrenden Tochter siegreich als Bräutigam zuzuführen, mußte sie ihr melden, daß er vielleicht auf Nimmerwiederkommen das Haus verlassen hatte.

Sie hätte sich ohrfeigen mögen und fuhr sich wild mit beiden Händen an den Kopf.

Und mit Nachforschungen hatte er gedroht und war auch wohl im stande, diese anstellen zu lassen. Und dann Polizei, Gericht und Feindschaft mit der Kloyber, und ein ganz niederträchtiger Skandal! ...

Der Schrecken fuhr ihr durch den ganzen Körper. Mit

wankenden Knieen sank sie auf einen Stuhl und starrte wie entgeistert vor sich hin.

— — — — — — — — — — — —

Als Mizzi mit einem mäßigen Paket voll kleiner Schachteln, Büchsen und Fläschchen heimkam, recht neugierig, was denn die gute Mama nur in diesen zwei Stunden dem armen Erkner aufgeladen haben mochte, fand sie sie einsam beim roten Lampenschein am Tische sitzen, in die Lektüre eines Romans vertieft.

„O," sagte sie enttäuscht, „du bist allein, Mama?"

„Das siehst du," lautete die sehr gelassene Antwort. Die Hofrätin hatte Zeit gehabt, sich wiederzufinden, und sich ihr Verhalten genau vorgeschrieben.

„Und Erkner?" forschte Mizzi erwartungsvoll. „War er da?"

„Das wohl, mein Kind. Nur konnte er nicht bleiben. Eine Geschäftsangelegenheit hat ihn fortgeführt. Er ist nur ganz kurz dageblieben."

Das klang so glaubwürdig, daß Mizzi keinen Zweifel hegen konnte. Aber sie empfand ein plötzliches Bedauern über Erkners Abwesenheit, zugleich eine stille Freude, daß es zwischen ihm und Mama nicht zu jener Aussprache mit eigentlich doch ganz unbestimmbarem Ausgang gekommen war. Und als sie dann mit der Mutter allein beim Abendbrot saß, da hätte sie plötzlich etwas darum gegeben, wenn Erkner dagewesen wäre. Ihr war's, als müßte sie ihn in allen Winkeln suchen, und eine leise Sehnsucht nach ihm senkte sich auf ihre Seele.

5.

Am Nachmittag des nächsten Tages kam Frau Anastasia v. Kloyber zu Besuch. Die Neugier, ob das anonyme Briefchen die richtige Wirkung erzielt hatte, trieb sie her. Sie wurde von der Freundin mit großem Entzücken auf-

genommen, konnte aber keine Frage stellen, weil Mizzi anwesend war, und mußte sich zunächst auf eine Plauderei über allgemeine Dinge beschränken. Dabei forschte sie fortwährend mit bedeutsamem Blinzeln in Frau Berthas Antlitz: „Na, ist was los?" Und die Hofrätin mahnte sie mit gleich bedeutsamem Blinzeln zur Vorsicht vor der Tochter.

Schließlich wurde Mizzi auf dieses Augenspiel aufmerksam. Sie erriet unschwer, daß Frau v. Kloyber mit Mama gern unter vier Augen gewesen wäre, und war artig genug, sich als Hindernis bei einer jedenfalls beabsichtigten intimen Aussprache der Freundinnen zu fühlen. So ließ sie denn die beiden allein.

Der Hofrätin war das nicht so erwünscht wie ihrer Mitschuldigen. Nur konnte sie es füglich nicht gut hindern.

Frau Anastasia war recht enttäuscht, als sie erfuhr, daß „noch nichts los sei", weil infolge geschäftlicher Inanspruchnahme Erkners die Gelegenheit gefehlt hätte, ihm den anonymen Brief einzuhändigen. Doch würde er diesem Schicksal sicher nicht entgehen, und die Hofrätin dann ihrer lieben Bundesgenossin sogleich Kunde geben.

Von dieser Auskunft nur halbwegs befriedigt, verlangte Anastasia das „Brieferl" nochmals zu lesen. Es schien, als wären ihr nachträglich doch gewisse Bedenken aufgestiegen.

Ihr Ansinnen brachte Frau Bertha für einen Augenblick außer Fassung. Allein sie sammelte sich rasch und machte der Freundin begreiflich, daß es bei Mizzis Anwesenheit im Hause nicht ratsam wäre, wenn sie sich beide ungewohntermaßen ins Kabinett zurückzögen. Das müßten sie aber thun, da dort der Brief versteckt sei . . . Mizzi könnte etwas davon merken, und ihre Fragen seien oft recht unbequem.

Erst nachträglich hatte Frau Anastasia die Witterung, daß das eine Ausflucht ihrer lieben Bertha gewesen sei. Für den Augenblick stand sie von ihrem Begehren ab und nahm endlich nach einer langen Plauderstunde, während welcher Frau Bertha darauf bedacht war, das Gespräch von Erkner abzulenken, zärtlich Abschied.

Die Hofrätin dankte Gott, als ihre Vertraute gegangen war. Wieder eine peinliche Situation vorüber! Wieder das Geständnis ihrer Blamage erspart!

Sie atmete erleichtert auf, doch hielt diese Erleichterung nicht an. Sie dachte an Erkner und die Nachforschungen, die er vielleicht schon eingeleitet hatte. Und ihr wurde wieder schwül ...

Am Morgen des folgenden Tages bekam sie beim Frühstück einen großen Schrecken. Als sie das Morgenblatt zur Hand nahm und gewohnheitsmäßig die letzte Seite mit den Korrespondenzen und Heiratsinseraten ansah, fiel ihr an erster Stelle eine fettgedruckte Anzeige ins Auge.

„Hohe Belohnung dem, der den anonymen Schreiber eines am 14. d. M. an Frau Bertha W........r, VII. Bez. gerichteten Briefes, der sich mit einem im Hause verkehrenden Herrn befaßt, namhaft zu machen weiß. — Adresse bei der Expedition dieses Blattes."

Die Zeitung rauschte leise in ihrer zitternden Hand. Sie hatte alle Mühe, sich auf dem Stuhle zu erhalten, und Schweißperlen glänzten ihr auf der Stirn.

„Ja, was ist denn?" rief Mizzi, die in ihrem Kaffee herumgelöffelt, betroffen, da sie das verstörte Aussehen Mamas wahrnahm.

Die Hofrätin drückte sich die Hände mit dem Blatte vors Gesicht, um Sammlung zu gewinnen. „Ich weiß nicht," sagte sie mit einem Stöhnen, „mir ist auf einmal so übel." Und damit sagte sie die reine Wahrheit.

Mit einemmal atmete sie tief auf und hob den Kopf. „Es ist schon wieder vorüber ... Was das nur gewesen ist?" Damit hatte sie sich von der Aufrichtigkeit wieder weit entfernt.

„Nun," äußerte Mizzi arglos mit einem Blick auf die üppige Gestalt der Mutter im prall anliegenden Hauskleid, „das Mieder wird daran schuld sein. Ist es denn nötig, daß du dich schon in aller Frühe so fest schnürst?"

Der Hofrätin war diese Annahme nicht unangenehm. Und ohne die Zeitung los zu lassen, erhob sie flüchtig Widerspruch, was eine kleine Debatte nach sich zog. Dann trank Mizzi mit Behagen ihren Kaffee, und die Mama beschäftigte sich anscheinend wieder mit dem Morgenblatte.

In Wahrheit lag ihr nichts ferner als das Lesen. Sie lauerte nur auf den Moment, da sie sich, ohne auffällig zu werden, zurückziehen konnte, und schluckte ohne jeden Appetit ihren sonst so geliebten Kaffee hinunter. Dann ging sie mit dem Blatte in ihr Kabinett.

Das that sie oft, wenn es sehr Interessantes darin zu lesen gab. Mizzi war daran gewöhnt, die Zeitung immer erst nach der Mama zu lesen. Sie staunte demnach, als sie — gut eine Stunde später erst, da sie das Blatt erhielt — gar nichts von besonderem Interesse darin finden konnte. Und da der redaktionelle Teil sie heute kalt ließ, wollte sie schließlich die Korrespondenzen, die oft so amüsant waren, lesen. Aber — sieh da! — die Korrespondenzen waren weg! Die ganze letzte Seite fehlte.

Auch das war nichts Neues. Mama riß oft genug Blätter heraus. Nur war Mizzi jetzt um ihr Vergnügen gekommen und legte ärgerlich das Blatt weg.

Den ganzen Tag harrte die Hofrätin ängstlich auf jedes Läuten, jedes Geräusch im Vorzimmer draußen und starrte besorgt auf die Thür, ob die Gefürchtete nicht wiederkäme, um sie zur Rechenschaft zu ziehen. Doch

waren es nur immer Bettler und Hausierer, die — dreist genug — die Klingel in kräftige Bewegung setzten. Und die Frau Hofrätin tröstete sich dann immer mit dem Gedanken, daß ihre Freundin glücklicherweise auf ein anderes Blatt abonniert sei und von der vertrackten Anzeige wohl nichts erfahren werde.

Der nächste Morgen brachte ihr die alte Unruhe zurück. Das Inserat stand wieder an erster Stelle in der Zeitung, wieder fehlte später zu Mizzis Enttäuschung das letzte Blatt, und wieder verbrachte die Hofrätin einen Tag voll geheimer Angst.

Am dritten Tage war es genau so. Die Hofrätin kam in Aufregung über die stehende Anzeige, und Mizzi in hellen Aerger über die herausgerissenen Korrespondenzen, die ihr in dem andauernd langweiligen Zeitungsinhalt die einzige Kurzweil geboten hätten.

Eine Stunde später — es hatte eben zehn Uhr geschlagen, und Mizzi war in die Musikschule gegangen — hörte die Hofrätin eine fremde Männerstimme im Vorsaal. Das Mädchen kam und brachte eine Karte, darauf ein der Hofrätin völlig unbekannter Name stand. Der Herr ließe sehr bitten, meldete das Mädchen.

Nach ein paar Sekunden stand der Fremde vor ihr. Er war in eleganter Salontoilette, noch jung, hatte das Aussehen und Gebaren eines Gentleman, stellte sich als Beamter der Internationalen Geheimagentur vor und teilte sogleich mit, daß er zu dem Zweck gekommen sei, um die Frau Hofrat ergebenst um einige Auskünfte zu bitten.

Diese erschrak zu Tode. Ganz fassungslos schaute sie den Herrn an. Sie nahm wahr, daß dieser einen ganz merkwürdig lauernden Blick hatte — den echten Detektiveblick wohl — und das gab ihr die Fassung wieder. Ihre Augen, eben noch so bestürzt im Ausdruck, nahmen jenen

kühlen Erstaunens an. „In welcher Sache denn?“ begehrte sie zu wissen.

Der Herr deutete ergebenst an, daß die Frau Hofrat die Angelegenheit wohl kenne, ja selbst dabei in Mitleidenschaft gezogen sei und deshalb wohl das gleiche Interesse daran haben müsse wie der Auftraggeber seines Chefs. So habe er die Frau Hofrat nur um Aufschluß zu bitten, wem unter ihren Bekannten sie es vielleicht zutrauen könnte, jenen anonymen Brief über Herrn Erkner geschrieben zu haben, da es sich schon unzweifelhaft herausgestellt habe, daß der Schreiber dieses Briefes unter den Bekannten des Herrn Erkner nicht zu suchen sei.

Die Hofrätin hätte es sich nicht träumen lassen, daß sie einmal das zweifelhafte Vergnügen haben werde, einen Detektive in Ausübung seiner Funktion bei sich zu sehen, und sie empfand gute Lust, diesen Herrn vor die Thür zu setzen. Unglücklicherweise ging das nicht an. Um die Spürnase dieses Herrn nicht zu kitzeln, durfte sie sich nicht einmal weigern, ihm die verlangten Auskünfte zu geben, und mußte ihn obendrein höflich behandeln.

„Ich bezweifle,“ sagte sie, still empört zwar über den lauernden Schlangenblick, der auf ihr ruhte, aber mit kühler Liebenswürdigkeit, „daß ich Ihnen in dieser Sache irgendwie nützen könnte, denn ich verkehre nur mit Leuten, die über jeden Verdacht erhaben sind.“

Das zog der Herr nicht in Zweifel. Er ließ nur die bescheidene Bemerkung fallen, daß es bei aller Hochachtung vor diesen Herrschaften sachdienlich wäre, wenn die Frau Hofrat die Gewogenheit hätte, ihm die Namen zu nennen.

Und da sie ihn nun entrüstet ansah, fügte er erläuternd hinzu, daß man auf diese Weise vielleicht auch zum Ziele käme, und es — falls man nachträglich doch Gründe hätte, den anonymen Briefschreiber zu schonen — nicht

ungeschehen machen könnte, wenn man vorher zur Polizei gegangen sei.

Wenn das ein Schreckschuß sein sollte, so saß er jedenfalls. Die Hofrätin erkannte zu ihrer Bestürzung, daß es kein Entrinnen gab, und bequemte sich dazu, „aus Rücksicht auf Herrn Erkner", ihren Umgangskreis namhaft zu machen. Nur eine einzige Person nannte sie nicht: Frau Anastasia v. Kloyber. Und hätte man ihr spanische Stiefel angelegt: diesen Namen hätte sie sich nicht entreißen lassen.

Nachdem der Herr mit dem entsetzlichen Blick wieder fort war, atmete sie befreit auf. Seine Visitenkarte zerriß sie in kleine Stücke, warf sie zum Fenster hinaus und wandte sich dann ihrer Stickerei zu. Aber sie war nicht bei der Sache und stach sich fortwährend in den Finger. Das kam daher, daß sie unausgesetzt an die Polizei und an Detektiveinstitute dachte, bis ihr der Kopf ganz wirbelig, und ihr ganz elend wurde.

Sie sollte ihrem Schicksal nicht entgehen. Gegen Abend schrillte draußen, von aufgeregter Hand berührt, die Klingel.

Die Hofrätin fuhr heftig zusammen. Und wie sie so, mit angestrengten Sinnen lauschend, die Stimme Anastasias im Vorzimmer vernahm, zitterte sie wie ein zum Stillstand gebrachtes scheues Pferd. Miene und Haltung sahen wie das verkörperte Schuldbewußtsein aus. Jetzt brach ihr Schicksal über sie herein. Und dabei blieben ihr nur wenige Sekunden Zeit, sich zu sammeln.

Ungestüm klopfte es an die Thür. Ohne das Herein abzuwarten, rauschte Frau Anastasia v. Kloyber im schwarzen Seidenkleide, einen jugendlichen Hut mit einer ganzen Ladung von Maiglöckchen auf dem schwarzen Kopfe, mit Vehemenz herein, blaß vor Aufregung, mit zornsprühenden Augen.

„Ach — du!" Die Hofrätin sprang hurtig wie ein

Gummiball empor und lächelte sehr süß, that sehr entzückt. „Wie lieb von dir, mich so zu überraschen!"

Sie war der Freundin entgegengeeilt und wollte sie zärtlich umhalsen.

Frau Anastasia schob sie brüsk zurück. „Laß das nur. Ich bin dazu nicht in der Stimmung."

„Ach geh!" klang es in heuchlerischem Erstaunen zurück. „Was hast du denn? Ist dir etwas geschehen?"

„Na, frag noch lang!" bekam Frau Bertha grob zur Antwort. „Du wirst es schon gut genug wissen, warum ich da bin."

„P—st!" fiel die Hofrätin, die aus Angst nicht länger heucheln konnte, den Finger an den Lippen, ihr in die Rede und bat, die Stimme zu einem nur für Frau Anastasia hörbaren Flüstern herabgedämpft: „Nicht so laut! Die Mizzi" — sie deutete nach links auf die Thür — „braucht nichts zu hören."

„Ach was," rief Frau v. Kloyber, „was geht das mich an, ob sie's hört oder nicht! Ich bin gekommen, um mich bei dir zu bedanken, daß du mich in so eine Patsche hineingeritten hast."

„Aber ich bitte dich," flehte Frau Willmitzer verzweifelt und krampfte ihre Hände um die Arme der ergrimmten Freundin, „schrei doch nicht so! Blamier mich doch nicht vor meiner Tochter. Sie *darf* nichts wissen, hörst du?"

In ihrer Pein drückte sie der anderen blaue Flecke und versuchte es, sie in das Kabinett hineinzuziehen.

„Ach was!" schrie Frau Anastasia, die darüber nur noch mehr in Zorn kam und von dem Kabinett nichts wissen wollte. „Laß los!" Sie schüttelte Frau Bertha kräftig ab. „Los, sag' ich dir! Ich bleib' da. Und du — verantworte jetzt, was du gethan hast."

Sie fauchte vor Aufregung und stach die unglückliche Hofrätin mit ihren Blicken durch und durch.

„Ich bitt' dich," flehte diese nochmals, und forschte dann ganz hilflos: „Wie hast du es denn nur erfahren?"

„Im Kaffeehaus natürlich. Du weißt doch, daß ich ins Kaffeehaus gehe... Da krieg' ich dieses „Tagblatt" in die Hand und seh' das Inserat drin. Ja, sag' mir doch nur" — sie preßte die verschränkten Hände an das Kinn, schob den Kopf vor und starrte aus glühenden Augen auf Frau Bertha — „wie konntest du nur so verrucht oder so blöd' sein, mich in so 'was mitzureißen? In so eine Geschichte? Glaubst du denn, daß ich Lust habe, mich aus purer Freundschaft einsperren zu lassen? Du hättest wissen müssen, weil du Herrn Erkner genau kennst, daß er so etwas nicht ruhig einstecken wird. Wie hast du es denn nur angestellt, daß es so gekommen ist?"

Im Kabinett nebenan saß Mizzi vor ihrem Schreibtisch. Sie war in die Uebersetzung einer kleineren Erzählung aus dem Deutschen ins Englische vertieft, als sie auf einmal durch die laute Stimme der Frau v. Kloyber aufgestört wurde. Sie hatte nicht horchen wollen, doch wäre es ein Ding absoluter Unmöglichkeit gewesen, nicht jedes Wort zu hören, was diese stimmgewaltige Frau mit der schmächtigen Gestalt da draußen sprach. Und so hörte sie alles und lauschte mit großen Augen ganz bestürzt.

Der Kloyber fiel es nicht ein, ihren Tonfall zu mäßigen; sie wurde eher noch lauter. Und die Hofrätin gab schließlich das Beschwichtigen auf und griff gereizt zur Notwehr. Sie zankten sich wie zwei Marktweiber, eine wälzte die Schuld auf die andere. Die Kloyber höhnte die Willmitzer wegen des gloriosen Einfalls, mit einem anonymen Brief ehrenrührigen Inhalts einen Schwiegersohn einfangen zu wollen, und noch mehr wegen des noch glorioseren Hereinfalls; die Willmitzer bezichtigte die Kloyber der eigentlichen Urheberschaft des Briefes, denn unbestritten ent-

stammte dieser ihrem Geiste. Es folgte lungenkräftige Replik und zungenfertige Duplik.

Eine Zeitlang ging es so hin und her.

Schließlich kam die Kloyber mit der entschiedenen Forderung, die Willmitzer möge sich Erkner gegenüber als die Absenderin des anonymen Briefes erklären, damit die gefährliche Geschichte ein Ende hätte. Strikt und drohend begehrte sie die Selbstbezichtigung der anderen, widrigenfalls sie die Willmitzer einfach preisgeben und dem Erkner nennen würde.

Die Hofrätin verwahrte sich mit aller Energie dagegen und drohte erbittert, sie würde gegebenen Falles vor Gericht alles bestreiten, denn ihre Mitschuld ließe sich durch nichts beweisen, die Schuld der Gegnerin sei aber klar, und jeder Sachverständige im Schreibfach würde die Schrift im Brief als die von Anastasia v. Kloyber erkennen.

Mizzi hörte alles. Sie saß eine Weile so wirr da, als hätte man sie vor den Kopf geschlagen. Aber sie sah nun klar und wußte, begriff alles. Deshalb also damals bei diesem Unwetter der notwendige Ausgang der Mutter zur Kloyber, um diesen anonymen Brief an sich selbst schreiben zu lassen! Und dann am Morgen darauf das Eintreffen dieses famosen Briefes und die Komödie, die ihr Mama damit vorgemacht. Nur war Erkner so klug gewesen, nicht hineinzufallen; er hatte sich der Frau Mama einfach empfohlen und war gegangen, um die Sache weiterzuverfolgen. Und die zwei Frauen, die sich nun in den Haaren lagen, diese Frauen, die sich so viel darauf zu gute thaten, praktische Naturen und männerkundige Damen zu sein, waren doch dumm genug gewesen, anzunehmen, durch ein so absonderliches Manöver Erkner dahin zu bringen, wo sie ihn hatten haben wollen. Die eine als tochterversorgungswütige Mutter, die andere als ränkesüchtige Freundin.

Und wie es nun im Zimmer nebenan immer noch redeschlachtgewaltig weiterging, fand Mizzi es nötig, sich zwischen die erbosten Damen zu stellen, schon deshalb, weil sie die Kloyber bei ihrem hitzigen Temperament wohl für fähig hielt, ihre Drohung wahrzumachen und die Mama vor Erkner fürchterlich zu kompromittieren. Und dann konnte sie es sich auch nicht versagen, sich für die vielen Belehrungen, die ihr die Mutter über das Kapitel „Männerfang“ erteilt, einmal ein bißchen zu entschädigen.

„Was willst du?“ fuhr die Mama sie zornig an, als Mizzi plötzlich zur Thür hereinkam. „Du hast hier nichts zu suchen!“

„O doch, Mama,“ widersprach die Tochter mit einem Anklang von Sarkasmus. „Ihr habt ja jetzt kein Geheimnis mehr aus diesem genialen Streich gemacht, und da ich doch schon einmal alles weiß, danke ich dir und der Frau v. Kloyber schönstens dafür, daß ihr mich aus zarter Sorge um mein Schicksal vielleicht in das Licht gebracht habt, daß ich mit im Komplott gewesen sei.“

„Wirst du —“ Die Hofrätin fand nun erst Worte, und aus ihrer Stimme klang es wie Donnergrollen. Ein einfacher Verlegenheitsbefehl, um ihr mütterliches Befehlsrecht zu wahren. „Wirst du gleich wieder gehen!“

„Noch nicht, Mama,“ entgegnete Mizzi kühl. Die Mama hatte alle Schrecken für sie verloren. „Ich wollte nur noch sagen, daß ich dir rate, dich wieder mit deiner Freundin zu versöhnen. Die Welt braucht nichts davon zu wissen, daß wieder einmal jemand die Erfahrung gemacht hat, daß anonyme Briefe verbrauchte Mittel sind, die statt des Sieges nur die gute Lehre bringen, wie man es nicht zu machen hat. Uebrigens wird es mir schon gelingen, die Sache in Ordnung zu bringen. Denn,“ wandte sie sich lächelnd an ihre Mutter, „wenn ich auch

deine Ratschläge nicht befolgt habe, so glaube ich doch, daß ich mit meinen Mitteln bei Herrn Erkner besser gewirkt habe und auch jetzt wirken werde."

Damit ging sie und überließ es den beiden, von ihrem Vorschlag zur Versöhnung Gebrauch zu machen oder nicht. Sie wußte es: sie wären froh gewesen, mit heiler Haut der Fährnis zu entrinnen und ihrer alten Freundschaft einen Flicken aufzusetzen.

Im Kabinett drin legte sich Mizzi Briefpapier zurecht und schrieb an Erkner:

„Sehr geehrter Herr!

Durch einen Zufall habe ich von dem anonymen Brief und seinen Folgen Kenntnis erhalten, auch erfahren, von wem derselbe herrührt, und bitte Sie nun, lassen Sie die Sache fallen und forschen Sie nicht weiter nach dem Schreiber. Betrachten Sie das Ganze als eine Mystifikation, die nur zu belachen ist. Auf Erfüllung meiner Bitte rechnend, grüßt Sie

Marie Willmitzer."

— — — — — — — — — — — —

Tags darauf, kurz nach dem Mittagessen, da Mama schon ihre Siesta hielt, kam Erkners Antwort.

Sie öffnete den Brief und las:

„Verehrtes Fräulein!

Ihr Wunsch ist mir ein Auftrag, den ich freudig vollziehe. Ich gebe alle weiteren Nachforschungen auf und verspreche Ihnen aus freiem Antrieb, daß ich Sie niemals um das Nähere befragen will. Wohl aber möchte ich Sie um etwas anderes befragen, liebes Fräulein, und deshalb nehme ich mir gleich die Freiheit, mein Kommen anzusagen. Für heute abend sechs Uhr, denn die Angelegenheit ist sehr dringend.

Ihr ganz ergebener

Robert Erkner."

Und wie sie mit dem Lesen zu Ende war und das, was zwischen den Zeilen stand, sich richtig zu deuten wußte, erkannte sie an dem heißen Glücksgefühl, das ihr die Brust durchströmte, daß sie ihn liebte, und in mädchenhaftem Bangen zagte sie dem Augenblick entgegen, da sie durch Roberts Frage an den großen Wendepunkt ihres Lebens gelangen sollte.

— — — — — — — — — — — —

Schlag sechs Uhr war er da und hörte — wie er es ersehnt und auch erwartet hatte — daß die Frau Hofrat nicht daheim sei. Nur das Fräulein.

Wie er ihr dann im Zimmer gegenüberstand, lief eine heiße Flamme über ihr Gesicht, mit lauten Schlägen pochte ihm ihr Herz entgegen.

Ein Weilchen konnte sie sich nicht vom Flecke rühren. Dann nahm sie sich zusammen, machte ein — zwei Schritte auf ihn zu, ein süß befangenes Lächeln um die Lippen, die Augen mit verwirrtem Blick und doch glückselig, und dabei reichte sie ihm zum Gruß die Hand.

Warm und zuckend ruhte sie in seiner. Und plötzlich, wortlos — er wußte nicht, wie es so jäh über ihn kam — zog er das junge Mädchen an sich.

„Mizzi," flüsterte er zärtlich, „Mizzi, ich hab' dich lieb ... so lieb!"

Und sie, von seinem starken Arm umfangen, empfand ein seliges Heimatsgefühl an seiner Brust und schmiegte sich innig an ihn. —

Nicht lang nach sieben Uhr kam die Hofrätin mit einer Anzahl von Paketen beladen heim. Sie hatte diese Einkäufe für unerläßlich erachtet, um damit ihre Abwesenheit bei Erkners Ankunft zu rechtfertigen. Eigentlich war sie aber fortgegangen, um den jungen Leuten die nötige Aussprache zu ermöglichen; ebensosehr auch aus dem Grunde, um die erste Wiederbegegnung mit Erkner noch

etwas hinauszuschieben. Am liebsten freilich wäre sie ihm möglichst lang aus dem Weg gegangen, wenn sich das nur hätte machen lassen; doch mußte sie schließlich noch froh sein, wenn dieses fatale Zusammentreffen vorbei, und sie damit gleichzeitig der großen Sorge um ihr Kind für alle Zeiten ledig wäre.

So war es ein recht schwieriger Moment für sie, als sie ihm nun entgegentrat, unsicher, ob er nicht doch alles wisse, vielleicht auch nur ahne, und sie konnte es nicht hindern, daß ihr die Röte der Verlegenheit in jähem Schwall die Wangen färbte. Erfahren, wie sie aber war, that sie die lästige Verwirrung energisch ab, fand rasch ihre alte Sicherheit wieder und wollte ihn mit ihrer ganzen Süßigkeit begrüßen. Nur kam sie nicht dazu, denn sofort teilte Mizzi ihr mit leuchtenden Augen die große Botschaft mit:

„Wir haben uns verlobt, Mama!“

Und Erkner bat die Frau Hofrat in aller Form um Mizzis Hand.

Frau Willmitzer wußte es nun zwar, daß sie mit allen ihren angewandten Kunstgriffen auch nicht den bescheidensten Anteil an diesem glücklichen Ereignis hatte. Allein ihr genügte es, daß der heißumrungene Schwiegersohn doch festgenagelt war. In feierlicher Pose gab sie ihren mütterlichen Segen.

Erkner hatte nun zwar die richtige Ahnung von dem seltsamen Manöver, mit dem die Frau Mama ihn hatte in die Schlinge locken wollen, doch seinem Wort getreu ließ er sich davon nichts merken und wollte es — wenigstens zunächst — für sich behalten. Er war voll Glück, daß er eine so entzückende Braut besaß, er war sich aber auch bewußt, daß er seine zukünftige Schwiegermutter mit seinem Wissen werde stets im Schach halten können.

Ein Kleinod Thüringens.

Bilder von der Wartburg. Von Alexander Ritter.

Mit 16 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Mehr denn achthundert Jahre bereits thront südlich von Eisenach auf einem Bergesgipfel des Thüringer Waldes ernst und hehr die Königin unter den Burgen, das Kleinod des Landes, von dem der Dichter singt:

„O Wartburg, heilig durch Erinnerungen,
Du, Deutschlands Burg, du ruhmesreiche Feste,
Wie freudig grüßen dich die Pilgergäste,
Von Lust und sel'gem Hochgefühl durchdrungen!"

Der erste Ausflug, den der nach Eisenach kommende Fremde unternimmt, gilt gewöhnlich der Wartburg, zu deren Höhe zahlreiche und reizvolle Fuß- und Fahrwege emporführen.

Man kann sowohl durch das Predigerthor wie durch das Frauenthor und durchs Georgenthal dorthin gelangen. Der gewöhnlich gewählte und bequemste Fahrweg zweigt oberhalb der Hainteiche rechts von der beim Frauenthor mündenden Chaussee ab. Er zieht sich weiterhin über den Gaulanger im weiten Bogen um das Hellthal herum, bis er in fortwährenden Schlangenwindungen, am Elisabethenbrünnlein vorüber, in dem der Sage nach die heilige Elisabeth die Kleider der Armen wusch und die

Kranken badete, auf die erste Hochterrasse mündet, wo, unterhalb des letzten Berggipfels, die meisten Wege zusammenlaufen.

Hier tritt die Burg in prachtvoller Weise in den Gesichtskreis der zu ihr Emporstrebenden, und der weitere Aufstieg gewährt uns Muße, einen Rückblick auf ihre Geschichte zu werfen. Der thüringische Landgraf Ludwig II., im Volksmunde „der Springer“ geheißen, begann ihren Bau im Sommer 1067. Der Ueberlieferung nach war er auf einem seiner Jagdzüge bis zum Gipfel des Berges gelangt, den jetzt die Burg krönt, und soll, begeistert von der sich dort bietenden herrlichen Aussicht, gerufen haben: „Wart, Berg, du sollst mir eine Burg werden!“ Darauf sei der Name Wartburg zurückzuführen. Als sie vollendet war, ließ er zu Füßen des herrlichen Schlosses eine Ringmauer in weitem Bogen ziehen, zu der jedes Thüringer Dorf beisteuern und an der es mitarbeiten mußte, und hinter der dann allmählich die Stadt Eisenach sich aufbaute. Die Wartburg aber blieb seit Ludwig dem Springer bis zum Aussterben der alten thüringischen Landgrafen aus seinem Hause mit Heinrich Raspe im Jahre 1247 ununterbrochen die Residenz jener Dynasten und Sitz eines Burggrafen.

Unter dem kunstsinnigen und freigebigen Landgrafen Hermann I. (1190—1216) wurde die Wartburg zu einer Freistatt und Pflanzstätte deutscher Sangeskunst erhoben und der Schauplatz des berühmten, jedoch wahrscheinlich nur der Sage angehörenden Sängerkrieges, den Richard Wagners „Tannhäuser“ verherrlicht. Mit dichterischer Freiheit läßt Wagner den Minnesänger Tannhäuser an jenem poetischen Wettstreit teilnehmen; in Wirklichkeit hat Tannhäuser jedoch nie die Wartburg betreten, und der Sängerkrieg fand ohne ihn statt.

Mit einem Kranze der rührendsten Sagen haben die



Auf dem Wege zur Wartburg.

Thaten und Wunder der heiligen Elisabeth die Burg umschlungen. Sie war eine Tochter des Königs Andreas



Das Elisabethenbrünnlein.

von Ungarn und wurde 1221 die Gemahlin des Landgrafen Ludwig IV. Für alle Zeiten lebt das Andenken der frommen, mildthätigen Fürstin in Sage und Legende fort; allbekannt ist das

„Rosenwunder“ der Heiligen, und als sie sich eines Tages zur Tafel begab, an welcher der deutsche Kaiser und geladene Fürstlichkeiten saßen, unter denen sich die Ver-



Blick durch das Burgthor.

wandten der selbst ganz schlicht und schmucklos einherschreitenden „Bettlerin“ schämten, da stiegen unsichtbar Engel hernieder, einen wundersamen, sternengestickten Mantel der Gottesmagd umzulegen und ihr eine goldene Krone aufs Haupt zu setzen. Nachdem ihr Gemahl auf

dem Kreuzzuge im gelobten Lande verschieden war, vertrieb ihr Schwager Heinrich Raspe sie mit ihren Kindern von der Wartburg. Sie entfloh nach Marburg, wo sie



Vor dem Thore der Wartburg.

am 16. November 1231 im vierundzwanzigsten Lebensjahre verschied.

Mit Heinrich Raspe war das Geschlecht Ludwigs des Bärtigen erloschen, und nun entbrannte ein blutiger Erbfolgekrieg um das Thüringer Land und die Wartburg. Nachdem Thüringen an die Markgrafen von Meißen

gefallen war, nahm Albrecht der Unartige, der von seinem Vater Heinrich dem Erlauchten das neuerworbene Land



Im Hofe der Wartburg.

erhielt, seinen Sitz wieder auf der Wartburg. Die Nachfolger machten es ebenso bis auf Balthasar, den letzten

Landgrafen, der hier 1406 starb. Dessen Sohn Friedrich der Einfältige besuchte die Burg seiner Väter nur noch selten, und da nach seinem Ableben Thüringen an die meißener Linie des Hauses Wettin zurückfiel (1440), so hörte die Wartburg fortan auf, Residenz zu sein. Nur ein Burgvogt saß auf dem ehrwürdigen Fürstenschloß, das mehr und mehr verfiel.

Da kam das Jahr 1521 heran. Nach dem Wormser Reichstage weilte Martin Luther auf Kurfürst Friedrich des Weisen Veranlassung zehn Monate als „Junker Görg" auf der Wartburg unter dem Schutze ihres Schloßhauptmanns Hans Kaspar v. Berlepsch und arbeitete dort an seiner Bibelübersetzung. Später geriet die Wartburg fast in Vergessenheit, bis sie die deutschen Studenten durch das große Fest der Burschenschaft von 1817 gewissermaßen zu neuem Leben erweckten. Und dann faßte im Jahre 1847 der jetzige kunstsinnige Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach den dankwürdigen Entschluß, das Ahnenschloß der sächsischen Fürsten in seinem alten Glanze wiederherzustellen. Die Restauration wurde nach den Plänen und unter Oberaufsicht des Hofbaurats Dr. v. Ritgen aus Gießen und unter Leitung des Baumeisters Ditmar mit größter Sorgfalt durchgeführt, bis die altehrwürdige Feste, deren achthundertjähriges Jubiläum im August 1867 begangen wurde, möglichst treu in ihrer früheren Gestalt zur Zeit ihrer Glanzperiode im 12. und 13. Jahrhundert erneuert war.

Auf einer schmalen, schroffen Felsenstirne, 220 Meter über der Stadt Eisenach, liegt die stolze Landgrafenburg vor uns, die aus zwei gesonderten Hauptteilen, der Vorburg oder Ritterburg und der eigentlichen Hofburg, besteht. Neben der westlichen Seite des Einganges steht seit 1861 auf steilem Felsgrat der schmucke Bau der Gastwirtschaft. Wir passieren die Zugbrücke und gelangen



Zweiter Hof.

[redacted]

dann durch das düstere Thorgewölbe auf ansteigendem Felsenwege in den ersten Burghof, den die Vor- oder Ritterburg umschließt. Es ist dies der älteste Teil des



Vorhalle.

Ganzen, der auch in seiner verwitterten Ursprünglichkeit wohl am meisten poetisch anmutet.

Die Vorburg umfaßt außer der Zugbrücke und dem Thorturm auf der linken Seite zinnengekrönte Mauergänge oder „Letzen" und das Ritterhaus zur Rechten. An dieses



Das Lutherstübchen mit dem Tintenfleck.

lehnt sich ein überdeckter Mauergang, der Margaretengang, ehemals zur Verteidigung dienend, auf dem sich das mit der Geschichte Margaretens, der unglücklichen Gemahlin Albrechts des Unartigen, in Verbindung stehende



Der Rüstsaal.

„Eseltreiberstübchen“ befindet. Von Leidenschaft für die ränkesüchtige Kunigunde v. Eisenberg bethört, hatte nämlich Albrecht einen Eseltreiber bestochen, daß er seine edle Gemahlin töte. Der Mann fühlte jedoch Gewissensbisse; er verriet der Gebieterin den Mordanschlag und erklärte sich bereit, ihr zur Flucht zu verhelfen. Beim Abschied



Die Hofburg im Winter.

von ihrem Lieblingssohne, dem zwölfjährigen Friedrich, erfaßte die arme Frau ein so wilder Schmerz, daß sie unter Küssen den Knaben in die Wange biß, der zeitlebens die Narbe behielt und den Namen Friedrich der Gebissene

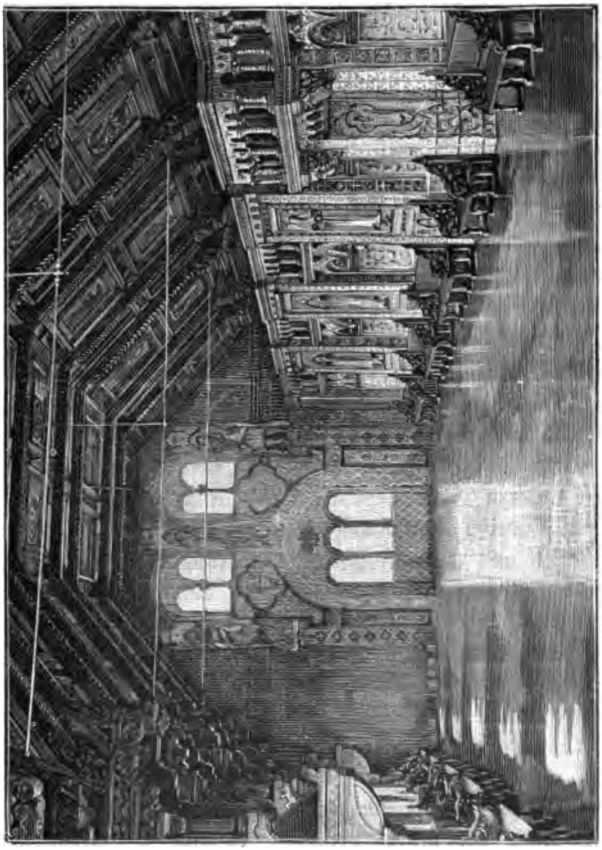


Sängersaal mit Sängerlaube.

empfing. Von dem „Eseltreiberstübchen" aus soll nun Margarete mit einer Strickleiter in die jähe Tiefe hinabgelassen worden und dann weitergeflüchtet sein.

Man gelangt in das Innere des Ritterhauses, in dessen unteren Räumen der Schloßkommandant seine Wohnung hat, durch eine stattliche Vorhalle, aus deren Fenstern

man ein herrliches Landschaftsbild vor sich liegen sieht. In den oberen Räumen befindet sich das Lutherstübchen



Der Ritter- oder Festsaal.

mit dem berühmten Tintenfleck. Luther soll angeblich einmal den Teufel leibhaftig zu schauen geglaubt und sein volles Tintenfaß nach ihm geworfen haben; das Tintenfaß zerschellte an der Wand, und der Fleck ist noch heute zu

sehen — richtiger: die Stelle an der Wand (ein schwärzlicher Stein), wo er gewesen sein soll. Gegenüber liegt das von der verstorbenen Großherzogin Sophie in Nürnberg angekaufte und dann hierher übergeführte Stübchen des Ratsherrn Willibald Pirkheimer.

Durch eine zweite Thorhalle begeben wir uns alsdann in den zweiten Schloßhof mit der Hofburg. Diese enthält rechts die sogenannte Dirnitz, links die Wohnung der Landgräfinnen oder Kemnate; die beiden Teile sind durch das zweite Thorgebäude verbunden und bilden mit der Thorhalle den Abschluß zwischen Vorburg und Hofburg, so daß letztere, wenn die Thore der Halle geschlossen sind, wie eine selbständige Burg erscheint. Dann folgt der hohe Bergfried mit dem anstoßenden Landgrafenhause oder Palas, dem großartigsten Gebäude der Wartburg.

Die Dirnitz (Tyrnitz) ist im Jahre 1867 auf derselben Stelle aufgeführt worden, wo sich vorher das ähnlich gestaltete, aber gänzlich verfallene „Prinzenhaus“ befand; die unteren Räume enthalten den Rüst- oder Waffensaal mit historisch denkwürdigen und prächtigen Rüstungen, Waffen und Siegestrophäen. Gegenüber der Dirnitz erhebt sich der viereckige Bergfried oder Wartturm (im Neubau 1858 vollendet); er ist 50 Meter hoch, und das goldene Kreuz auf seiner Spitze überragt alle Zinnen der Burg. Von oben bietet sich eine großartige Rundsicht und ein anziehender Blick aus der Vogelschau in das Innere der Burg. Dieser mächtige Turm steht in Verbindung mit der ehemaligen Kemnate, deren reich mit Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten vieler Jahrhunderte ausgestattete Gemächer der großherzoglichen Familie bei ihrem zeitweiligen Aufenthalte auf der Wartburg zur Wohnung dienen.

Eine offene Terrasse, von der man in eine schauerliche Tiefe hinabblickt, verbindet die Kemnate mit dem herr-



Das Marienthal.

lichen, dreistockigen Fürstenpalast, dem mutmaßlich aus dem 12. Jahrhundert (Hermann I.) stammenden Landgrafenhause. Es ist, namentlich was das Ornamentale angeht, in der bildnerisch-phantastischen Weise des strengen romanischen Stiles ausgeführt und steht in seinen Hauptformen seit der Wiederherstellung jedenfalls so da, wie es zur Zeit des Landgrafen Hermann gewesen. Die Außenwand ist nach der Hofseite mit rundbogigen Arkaden geziert, hinter denen sich ein Verbindungsgang für die inneren Räume hinzieht. Das hohe Dach ist mit Zink belegt; auf dem Südfirst hält der thüringische Löwe Wacht, nach Norden zu ein gewaltiger Drache. Auf einem alten Schornstein kauern vier steinerne Katzen, deren symbolische Bedeutung noch rätselhaft ist. Im Erdgeschoß finden wir das kunstvoll wiederhergestellte Frauengemach mit dem anstoßenden gewölbten Speisezimmer oder Elisabethengemach. Darüber liegt das Landgrafenzimmer, dessen getäfelte Decke auf einer überaus schönen Säule ruht. Nach der Sitte jener Zeit ist die untere Wandfläche mit Teppichen behangen, während die obere sieben treffliche Freskogemälde von Moritz v. Schwind zeigt, Episoden aus dem Leben der ersten Landgrafen darstellend. Eine reichverzierte Thür führt in den Sängersaal mit erhöhter Bühne, „Laube“ genannt, von der die geladenen Dichter ihre Wettgesänge ertönen ließen, denen der Hof auf einer gegenüber liegenden Estrade („Brücke“) lauschte. In diesem stimmungsvollen Raume soll im Jahre 1208 „der Wartburger Sängerkrieg“ abgehalten worden sein, an den das großartige Wandgemälde Schwinds erinnert.

Aus dem Sängersaale gelangt man in die schmale Elisabethgalerie, so genannt, weil in ihr die heilige Elisabeth bei der Kunde von dem Tode ihres Gemahls ohnmächtig niedersank, und weil Meister Schwind sie mit sieben Fresken aus dem Leben der Fürstin geschmückt hat.

Sie geleitet uns zu der von Friedrich dem Gebissenen 1319 eingerichteten Kapelle, die nach vollendeter, prächtiger



Drachenschlucht.

Wiederherstellung am 7. Juni 1855 aufs neue eingeweiht wurde. Ueber diesen Räumen des ersten Stockes zieht sich nun in einer Länge von 40 Meter der in das Dach

hineinragende Ritter- oder Festsaal hin, den auf unseren Bühnen die Dekoration zum zweiten Akte des „Tannhäuser" irrigerweise als die Stätte des Sängerkampfes veranschaulicht, während in Wirklichkeit der vorhin beschriebene Sängersaal wohl von jeher der Schauplatz solcher Aufführungen gewesen sein dürfte. In seiner früheren



Gasthaus Hohe Sonne.

Verunstaltung beherbergte der Rittersaal 1817 die deutsche Burschenschaft; jetzt ist er der Glanzpunkt der ganzen Burg, ein echt fürstlicher Prunk- und Ahnensaal, der in gleicher Weise durch seine Abmessungen wie durch die glanzvollen Dekorationen das Auge fesselt. Die gesamte Ornamenten- und Wandmalerei hat der Maler Welter aus Köln geschaffen. Besonders hervorzuheben sind die mit altertümlichen Waffen umgebenen Figuren an den Giebelwänden, lebensgroße Bilder der alten Landgrafen mit Karl dem Großen als ihrem Stammvater, sowie die



Durchblick von der Hohen Sonne auf die Wartburg.

überaus sinnreich ausgeschmückten Fensternischen. Die gekuppelten Fensterarkaden bilden die schönste Umrahmung zu den Landschaftsgemälden, die sich draußen ausbreiten. Auf der Nordseite befindet sich die Fürstentribüne und an der Westwand eine doppelte Galerie für die Zuschauer, mit einem Balkon, auf dem der Herold und die Musik ihren Platz hatten. Durch das große Fenster der südlichen Giebelwand tritt man hinaus auf einen in luftiger Höhe über dem Bärenzwinger schwebenden Söller. Von hier schweift der entzückte Blick in die tiefen Waldschluchten und über die umliegenden Berge bis zur fernen Rhön.

Ehemals war der hintere Teil der Hofburg, der sogenannte Zwinger, durch ein jetzt weggefallenes Thor abgegrenzt. In dem einstigen dritten Hofe findet man die riesige Zisterne, die im Falle einer Belagerung die Burg, die keinen Brunnen besitzt, mit Wasser versorgen mußte. An die südliche Schmalseite des Landgrafenhauses stößt ein Badehaus; auf der anderen Seite ragt der sogenannte Pulverturm in die Höhe, dessen gewaltige Mauern ein schauerliches Burgverließ umschließen. Auch von seiner Plattform erblickt man ein umfassendes Panorama und kann die lieblichen Waldpfade verfolgen, die sich hinab in das Hellthal und das von Felsen eingerahmte Marienthal schlängeln.

Auch wir steigen abwärts, nachdem wir der stolzen Feste noch einen Abschiedsgruß zugewinkt haben. Durch den waldeinsamen Liliengrund zieht sich der hochromantische Sängerweg ins Marienthal, und nach einer halben Stunde sind wir im Annathal. Es führt seinen Namen zu Ehren der Prinzessin Anna von Oranien, nachmaligen Königin von Holland, die es im Jahre 1833 besuchte. Wir durchwandern es bis zum Ausgang der Drachenschlucht, einer echten Felsenklamm, in der uns eisigkalte Luft anweht,

und klimmen dann wieder im warmen, würzigen Waldeshauch empor zur Hohen Sonne.

Diesen Namen führt ein einfaches Jagd- und Wirtshaus auf dem Kamme des Gebirges, wo der uralte „Rennsteig“ und die „Weinstraße“ einander kreuzen. Seinen Namen führt es von der Turmspitze des ehemaligen, mit einer Sonne geschmückten großherzoglichen Jagdschlößchens. Die Hohe Sonne wird viel besucht, denn es rastet sich in ihr gar traulich inmitten des echt deutschen Waldesrauschens und Bergeswehens.

Aber der schlichte Wirtshausgarten birgt auch noch eine besondere Sehenswürdigkeit. Aus seiner hintersten Ecklaube öffnet sich nämlich ein überraschender Ausblick auf die Wartburg, die in dem Rahmen des gerade dort gelichteten Waldes, medaillonartig vom Grün der Bäume eingeschlossen, vor dem Beschauer daliegt, als wolle sie ihm den letzten Scheidegruß herübersenden. Sie ist und bleibt das „Palladium Thüringens“, an dem durch die glänzende Wiederherstellung die Worte des Dichters Tiedge erfüllt worden sind, die er vor vielen Jahren in das Wartburg-Stammbuch eintrug:

„Das, was die Zeit verschlungen,
Geht morgenrötlich auf,
Und aus Erinnerungen
Blüht neues Leben auf!“

Ein Gang durch die Pariser Weltausstellung.

Momentbilder von Fred Morris.

Mit 14 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Zum fünftenmal strömen die Fremden aus aller Herren Ländern nach Paris zu einer Weltausstellung, der größten und prächtigsten, die jemals abgehalten wurde. Zum drittenmal hat die französische Republik ein solches Fest des Friedens und der Arbeit, wie man die Ausstellungen gerne nennt, ins Leben gerufen, während das zweite Kaiserreich deren zwei zu stande brachte. Den Reigen der internationalen Ausstellungen in der Seinestadt eröffnete die des Jahres 1855, für die nur die Champs Elysées als Ausstellungsgelände benutzt wurden. Noch 1867, als Napoleon III. die zweite Ausstellung eröffnete, reichte das Marsfeld als Kampfboden für das große Turnier aus. Die erste Weltausstellung der Republik vom Jahre 1878 war schon größer und verband mit dem Marsfeld noch den Trocadero am rechten Seineufer. Im Jahre 1889 dienten Marsfeld, Trocadero, Invalidenesplanade und Quai d'Orsay der Weltausstellung; die diesmalige aber hat die Ausdehnung aller früheren zusammengenommen und noch ein gutes Stück dazu gefügt.

Sie reicht über den Saum der ersten Ausstellung hinaus bis an den Rand des Konkordienplatzes und enthält zu-



Das Monumentalthor am Konkordienplatz.

dem noch eine Annexausstellung im Gehölz von Vincennes.

Die gegenwärtige Weltausstellung in Paris, über die wir unseren Lesern an der Hand unserer Bilder eine orien-

tierende Uebersicht zu geben versuchen wollen, soll das neue Jahrhundert grüßen, indem es die Fortschritte des entschwundenen vereinigt, die zugleich die Fortschritte der Zukunft sicherstellen. Fünfzig Staaten haben ausgestellt, und die Zahl der Aussteller beträgt rund 100,000; 1,080,000 Quadratmeter Flächenraum sind bebaut, und die Ausgaben haben über 100 Millionen Franken betragen.

Die Einteilung hat der Generaldirektor der Ausstellung, Alfred Picard, ein geborener Straßburger, nach 18 Gruppen durchgeführt, an deren Spitze er die Erziehung und den Unterricht gestellt hat, gefolgt von den Werken der Kunst. An dritter Stelle stehen die Werkzeuge und Hilfsmittel der Litteratur, Künste und Wissenschaften, nach denen zu den großen Faktoren moderner Produktion, nämlich der Mechanik und Elektrizität, dem Ingenieurwesen und den Transportmitteln, übergegangen wird. Nun kommen die Handarbeit und die Erzeugnisse der Erdoberfläche und des Erdinnern mit dem Acker- und Gartenbau, der Waldwirtschaft, der Jagd und dem Fischfang, der Ernte und den Nahrungsmitteln, den Bergwerken und der Metallurgie. Weitere Gruppen bilden die Dekoration und die Möbeleinrichtung der öffentlichen und privaten Gebäude, an die sich Spinnerei, Kleider- und Gewebeindustrie schließen. Für sich steht die chemische Industrie, während die Nationalökonomie, die Gesundheits- und Armenpflege zusammengefaßt sind. Den Schlußstein bilden die Kolonisation und Heer und Marine.

Bei der Gruppierung ist die Art und nicht die Herkunft der ausgestellten Gegenstände maßgebend gewesen. Diese Anordnung nach Gattung und Beschaffenheit bietet den Vorzug, daß sie es dem Besucher möglichst erleichtert, die Erzeugnisse der verschiedenen Länder miteinander zu vergleichen und vom Stande einer Industrie, eines Kunst-



Die Brücke Alexander III.

zweiges u. s. w. in diesem oder jenem Staate ein übersichtliches Bild zu gewinnen.

Während die Chicagoer Ausstellung sich in beträchtlicher Entfernung von der eigentlichen Stadt am Michigansee hinzog, erhebt sich die Pariser Ausstellung im Herzen der Hauptstadt und zu beiden Seiten der mitten hindurchfließenden Seine, wodurch sie ungemein an malerischem Reiz gewonnen hat. Eine größere Tiefe erreicht sie nur an zwei Stellen: in den Kunstpalästen der Champs Elysées, welche die prachtvolle neue Brücke Alexander III. mit der gegenüberliegenden Invalidenesplanade verbindet (eine Strecke von etwa 1000 Meter), und in dem Marsfelde mit dem gegenüberliegenden Hügel und Palast des Trocadero, verbunden durch die Jenabrücke (1600 Meter). Diese beiden Endabschlüsse werden auf beiden Ufern der ungefähr 120 Meter breiten Seine durch Reihen von größeren und kleineren Gebäuden verbunden. Zwischen der Alexanderbrücke und der Jenabrücke liegen noch zwei größere Brücken: die Invaliden- und die Almabrücke.

Nach diesem kurzgehaltenen ersten Ueberblick schicken wir uns nun zum Besuche der Ausstellung an. Wir schlendern die Boulevards herunter, biegen bei der Madeleinekirche in die Rue Royale und stehen bald auf dem Konkordienplatze mit seinem Obelisken von Luxor. Wo die Champs Elysées und der Cours de la Reine im spitzen Winkel zusammen auf den Platz stoßen, auf dem einst das Haupt Ludwigs XVI. unter dem Messer der Guillotine fiel, dort hat man ein monumentales Eingangsthor zur Ausstellung errichtet. Vier Fünftel der Besucher nehmen hier ihren Eintritt; das in bunten Farben und in orientalischen Formen gehaltene Thor, ein Werk des jungen Architekten Binet, ist aber auch so gebaut, daß es im Notfall 60,000 Menschen in einer Stunde durchlassen kann. Ein von zwei 50 Meter hohen Minarets flankierter



Der kleine Kunstpalast.

Riesenbogen von 45 Meter Höhe und 20 Meter Breite bildet die Vorderseite. Die Spitze krönt die Statue der Stadt Paris, die vielbesprochene „Parisienne“ von Moreau-Vauthier: eine weibliche Gestalt in hochmodernem Kleide mit hochkragigem offenen Mantel, die durch eine Bewegung der Rechten die zu Gaste kommenden fremden Nationen zu begrüßen (oder, wie Spötter meinen, das viele Geld in Empfang zu nehmen) scheint.

Hinter dem Eingangsthor passieren wir die bis zur Invalidenbrücke hinunterreichenden Alleen des Cours de la Reine, die man den Gärtnern und Blumenzüchtern noch zur Verfügung gestellt hat, da die weiter stromab liegenden Glaspaläste der Baumkultur und des Gartenbaues sich als weitaus unzureichend erwiesen. Dann gelangen wir in die prachtvolle, breite Avenue Nicolas II. mit den beiden Kunstpalästen, die dauernd der Stadt Paris erhalten bleiben. Hier stehen wir nun in dem ersten Hauptabschnitt des großen Ausstellungsreviers und lassen bewundernd unsere Blicke hinüberschweifen über die neue Alexanderbrücke, wohl die breiteste in Europa, nach der Esplanade der Invaliden mit den Ausstellungsbauten der zwölften und fünfzehnten Gruppe zu beiden Seiten, während im Hintergrunde das Invalidenhotel mit seiner goldenen Kuppel den Abschluß macht. Unstreitig bildet diese monumentale Verbindung der Elysäischen Felder mit der Esplanade einen Glanzpunkt der Ausstellung.

Das Aeußere der beiden, einander gegenüberliegenden Kunstpaläste ist in den aus der Renaissanceperiode übernommenen griechisch-römischen Formen gehalten; bei beiden zieht sich längs der ganzen Hauptfassade, die der Avenue zugekehrt ist, eine jonische Kolonnade hin, während oben am Dachrande eine mit Blumenvasen geschmückte Balustrade rundum läuft. Ueber dem Haupteingange wölbt sich bei dem kleinen Palast eine kugelrunde Kuppel, beim



Der Pavillon der Stadt Paris.

großen eine abgeflachte. Der große Palast besteht eigentlich aus drei aneinander gefügten Bauten, von denen jeder seinen eigenen Architekten gehabt hat, und umfaßt Werke der zeitgenössischen Maler und Bildhauer aller Nationen, während der kleine Palast eine retrospektive, rückblickende Ausstellung der Erzeugnisse des französischen Kunsthandwerks von seinem Ursprung bis zum 18. Jahrhundert enthält.

Die dem Andenken des Zaren Alexander III. geweihte



Blick auf die Strasse der Nationen.

Brücke, über die wir nun nach der Esplanade auf dem anderen Seineufer hinüberschreiten, ist ein Meisterwerk der modernen Brückenbaukunst und die erste und bisher einzige Brücke, welche ganz aus Gußstahl besteht. Sie ist 110 Meter lang und 45 Meter breit und wird von 15 gleichlaufenden Bogen aus Gußstahl getragen, welche den Fluß in einer einzigen Spannung überwölben und sich rechts und links auf mächtige Granitpfeiler stützen. Mächtige Pylonenbauten mit vergoldeten Flügelrossen darauf markieren die vier Eckpfeiler des Ganzen. Löwen-

gruppen und Vasen zieren auf jeder Seite die Zugänge, die von den Quais zur Brücke emporführen.



Alt-Paris.

Die Invalidenesplanade, ist beiderseits mit zwei Reihen von Palästen besetzt, die eine bunte Mischung aller möglichen Stile darstellen. Sie enthalten alles, was auf die Einrichtung und die Dekoration von Gebäuden und Wohnungen Bezug hat: Goldschmiedewaren, Juwelen, Porzellan, Möbel u. s. w. — Mit den beiden Kunstpalästen, der Alexanderbrücke und der Esplanade der Invaliden

schließt der erste Hauptteil der Ausstellung ab; der zweite umfaßt das Marsfeld mit dem gegenüberliegenden Trocadero. Die dazwischen auf beiden Seiten der Seine sich hinziehenden Uferbauten, von der Invaliden- und Almabrücke begrenzt, stellen aber an augenblicklichem Interesse alles übrige in den Schatten. Da finden wir auf der rechten Seite zunächst der Invalidenbrücke den Pavillon der



Gebäude der Handelsschiffahrt.

Stadt Paris mit Modellen städtischer Bauten und Anlagen; an der Almabrücke die Kongreßhalle, worin über die soziale und ökonomische Wohlfahrt der Menschheit beraten wird, und dazwischen zwei gewaltige Treibhäuser für Gartenbau und Baumzucht. Jenseits der Almabrücke folgt dann das von dem Maler Robida entworfene und nach seinen Angaben errichtete Alt-Paris, das seine Giebel, Türme und Erker in der Seine spiegelt.

Gegenüber, auf der linken Seite, zieht sich zwischen den genannten beiden Brücken auf dem Quai d'Orsay die vielbewunderte Straße der Nationen hin, die für den



Die Nachbildung des Rotesand-Leuchtturmes bei Bremerhaven in der Ausstellung der Handelsschiffahrt.

Künstler und Architekten neben den Kolonialbauten am Trocadero das interessanteste Studienfeld der Ausstellung bildet. Flußwärts liegen in dieser Völkerstraße sechzehn

Paläste, während sich landwärts deren acht, den kleineren Mächten: Dänemark, Portugal, Peru, Persien, Luxemburg, Finnland, Bulgarien und Rumänien gehörig, aneinander reihen. Unmittelbar am Ufer eröffnet Italien an der Invalidenbrücke den Reigen mit einem großen Palast im Stile der venetianischen Gotik, halb Dogenpalast, halb Markuskirche. Dann folgt die Türkei mit einem Bau nach Art der vornehmeren Wohnhäuser von



Die Burenfarm.

Stambul, an den sich der nordamerikanische Kuppelbau, der stattliche Barockpalast Oesterreichs und der benachbarte Bau für Bosnien und Herzegowina reihen. Weiterhin der englische und der ungarische Palast, der belgische Palast, der eine Kopie des berühmten Rathauses von Oudenarde darstellt, und zwischen dem norwegischen Holzbau und dem spanischen Palast aus der Zeit Karls V. und Philipps II. das von Bauinspektor Johannes Radke im Stile des Rathauses von Rothenburg entworfene und ausgeführte Deutsche Haus. Mit seinem schlanken Turme, dessen grünes Kupferdach vergoldete Holzstreifen heben,

seinem steilen roten Ziegeldach, den luftigen Söllern und Erkern tritt es eigenartig und malerisch aus der Reihe



Eiffelturm, vom Trocadero aus gesehen.

der übrigen Bauten hervor. Uebrigens hat Deutschland, das mehr Aussteller aufweist als irgend ein anderes Land, noch drei andere Sonderbauten errichtet: eine

Maschinenhalle auf dem Marsfelde, einen Schiffahrtspavillon an der Jenabrücke und einen kunstgewerblichen Pavillon auf der Invalidenesplanade. Außerdem nehmen seine Ausstellungen unter den fremden Nationen in fast sämtlichen Abteilungen den größten Raum ein.

Noch sind zu erwähnen der schwedische Pavillon, der griechische Pavillon, eine Nachbildung der alten byzantinischen Kapellen, der Palast von Monaco mit einem trotzigen Turme, während Serbiens Bau an der Almabrücke den Beschluß der vorderen Reihe der Nationalpaläste macht. Die in der Völkerstraße fehlenden Länder haben sich anderwärts am Ufer oder auf dem Trocadero und dem Marsfelde niedergelassen. So Rußland, Siam, Holland, China, Japan und Korea; desgleichen auch Mexiko und die Südafrikanische Republik, deren Burenfarm unter den gegenwärtigen Umständen einen recht wehmütigen Eindruck hervorruft.

Flußaufwärts schließen sich auf dem Quai d'Orsay bis zur Jenabrücke die Ausstellungen der Hygieine, der Heere und Flotten und der Handelsschiffahrt an; jenseits der Brücke liegt unter anderem noch der Palast für Forstwesen, Jagd und Fischerei. In der Ausstellung der Handelsschiffahrt tritt Deutschland wiederum sehr günstig hervor; dort hat Architekt Thielen aus Hamburg eine genaue Nachbildung des bekannten Rotesand-Leuchtturmes bei Bremerhaven geschaffen, die auch mit allem Zubehör ausgestattet ist. Von seiner Höhe leuchtet abends der stärkste Scheinwerfer, den man bislang in Frankreich gesehen hat, und aus dem Glockenhäuschen ertönen die weithin schallenden Warnungssignale.

Den Hauptteil der Ausstellung bildet das Marsfeld, das die größte Ausdehnung hat und mit der Invalidenesplanade einerseits durch die Seine und ihre Quais, andererseits durch die breite Avenue de la Motte-

Picquet in Verbindung steht. Ueber die letztere führt die alle Teile der Ausstellung berührende Hochbahn, die der New Yorker „elevated" ähnlich sieht. Außerdem ist auch noch die schon von früheren Ausstellungen bekannte, hier aber verbesserte Rollbahn, das „Trottoir Roulant",



Blick auf den Trocadero.

vorhanden, bestehend aus zwei parallelen Plattformen, deren erste sich mit einer Geschwindigkeit von 4 1/4 Kilometer in der Stunde bewegt, während die zweite 8 1/2 Kilometer zurücklegt. Die Rollbahn geht im Kreislauf innerhalb 25 Minuten vom Marsfeld nach dem Invalidenplatz und zurück, und zwar in entgegengesetzter Richtung wie die Eisenbahn. Die Bäume der Esplanade sind wie die

des linken Uferquais der unterirdischen Stadtbahn, dem „Métropolitain“, zum Opfer gefallen; ein mächtiges Stück des Platzes ist unterhöhlt, und man schreitet da über Glasplatten hin, die das Dach des Bahnhofes bilden.

Das Marsfeld, wo sich der Hauptausstellungsplatz der Industrie befindet, ist ein gewaltiges Rechteck, dessen Langseiten Straßen und Häuser bilden, während der Platz auf den Schmalseiten von der Militärschule und von der



Blick vom Eiffelturm auf den Elektrizitätspalast und das Wasserschloss.

Seine begrenzt wird. Man mußte von vornherein bei der Ausgestaltung dieses Platzes und des ihm auf dem rechten Flußufer gegenüberliegenden Geländes mit dem Eiffelturme, der Maschinenhalle von 1889 am Ende des Marsfeldes und dem Trocadero auf der anderen Seite der Seine als vorhandenen Größen rechnen. Prachtvoll ist der Blick von der Höhe des Trocaderos über die Jenabrücke, durch den riesigen unteren Bogen des Eiffelturmes hindurch bis zur Maschinenhalle, deren Mitte zu dem gewaltigen Festsaal umgeschaffen worden ist, in dem am

14. April die feierliche Eröffnung der Ausstellung stattfand. Der Endpunkt jener Perspektive ist besonders prächtig gestaltet worden durch das monumentale Wasserschloß mit seinen schäumenden Kaskaden, das man dem Elektrizitätspalast vorgebaut hat, der seinerseits hier die eintönige Front der Maschinenhalle verdeckt. Rechts von der Maschinenhalle gewahrt man das von einer englischen



Der Elektrizitätspalast und das Wasserschloss.

Gesellschaft errichtete, gänzlich aus Stahl konstruierte Riesenrad, dessen Durchmesser 93 Meter mißt.

Die Mitte des Marsfeldes ist frei geblieben; hier erheben sich die Ausstellungsbauten in zwei Reihen auf den Langseiten. Hier ist der Bergbau, die Metallurgie und die Textilindustrie, ferner die chemische Industrie, das große Maschinenwesen und endlich in den vorderen Teilen am Eiffelturm Erziehung, Unterricht und Wissenschaft vertreten.

Der mit frischem Anstrich und neuen Aufzügen versehene Eiffelturm bildet auch diesmal das hochragende Wahrzeichen des Ausstellungsplatzes. Einen schönen An=

blick gewährt es, wenn der vor einem Jahrzehnt noch durch Gasflammen beleuchtete Turm mit sinkendem Tage plötzlich in den Strahlen von 10,000 elektrischen Lampen aufleuchtet.

Neben den vorhin erwähnten Ausstellungsbauten des Marsfeldes finden wir auf der rechten Seite, im Kreuzungspunkte der Avenue de Suffren und der Avenue de la Motte-Picquet noch das reizende Schweizerdorf und



Himmelsglobus und Bahnhof Champ de Mars, vom Eiffelturm gesehen.

rechts und links ein Gewimmel von Restaurants und Vergnügungslokalen aller Art. Zu den Füßen des Eiffelturmes gewahrt man auf der linken Seite den Kostümpalast, den Palast des Lichtes und das Panorama der Reise um die Welt und auf der rechten unter anderem den Palast für Optik mit seinem Riesenfernrohr und den Frauenpalast; ganz in der Nähe des Bahnhofes Champ de Mars tritt der riesige Himmelsglobus hervor.

Die gegenüberliegende Palastanlage des Trocaderos enthält in ihrem Mittelbau einen großen Festsaal und in seinen Seitengalerien verschiedenen Zwecken dienende Aus-

stellungsgegenstände. Die ganze Geländefläche, die von der Seine bis zu dem Gipfel emporsteigt, bedecken schöne Anlagen, zwischen denen die malerischen, fast sämtlich orientalischen Stil aufweisenden Pavillons der Kolonien Frankreichs und der fremden Mächte sich erheben. Madagaskar hat ein eigenes großes Gebäude auf dem freien Platze hinter dem Trocadero; diese Ausstellung gehört mit zum Interessantesten, was der diesjährige „Weltjahrmarkt", dessen Hauptsehenswürdigkeiten wir vorstehend kurz aufgeführt haben, bietet.

Vor den Thoren Chinas.

Beitrag zur Völkerkunde. Von Ernst Montanus.

Mit 13 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Bei den in China durch den Aufstand der Boxer ausgebrochenen Wirren wird Rußland ohne Zweifel wieder Gelegenheit suchen und finden, seine Ziele in Ostasien energisch zu verfolgen. Es ist ja auch durch die Zahl seiner Schiffe in den chinesischen Gewässern wie durch die Stärke seiner Landtruppen und seinen durch kluge Diplomatie erworbenen Einfluß auf die chinesische Regierung allen übrigen Mächten, einschließlich der englischen, weit überlegen. Schon dadurch befindet sich Rußland in unverkennbarem Vorteil, daß es die einzige unter den Mächten ist, die unmittelbar an China grenzt. In einen Teil jenes Gebietes, wo das Reich des „weißen Zaren“ an das des Beherrschers der „blumigen Mitte“ stößt, führen wir unsere Leser.

Scheinbar unermeßlich dehnt sich die Steppe vor uns aus, die sich nach den ersten Frühlingsregen in ein grünes Grasmeer verwandelt hat, dessen bei dem leisesten Windhauche in wogende Bewegung versetzte Halme in der That die Täuschung von Meereswellen erzeugen. Ueberall bleibt die Einförmigkeit der Landschaft dieselbe,

über die auch die zeitweilig neben der Karawanenstraße auf dem Unterbau von Erdhügeln aufgestellten seltsamen



Markt von Kuldscha.

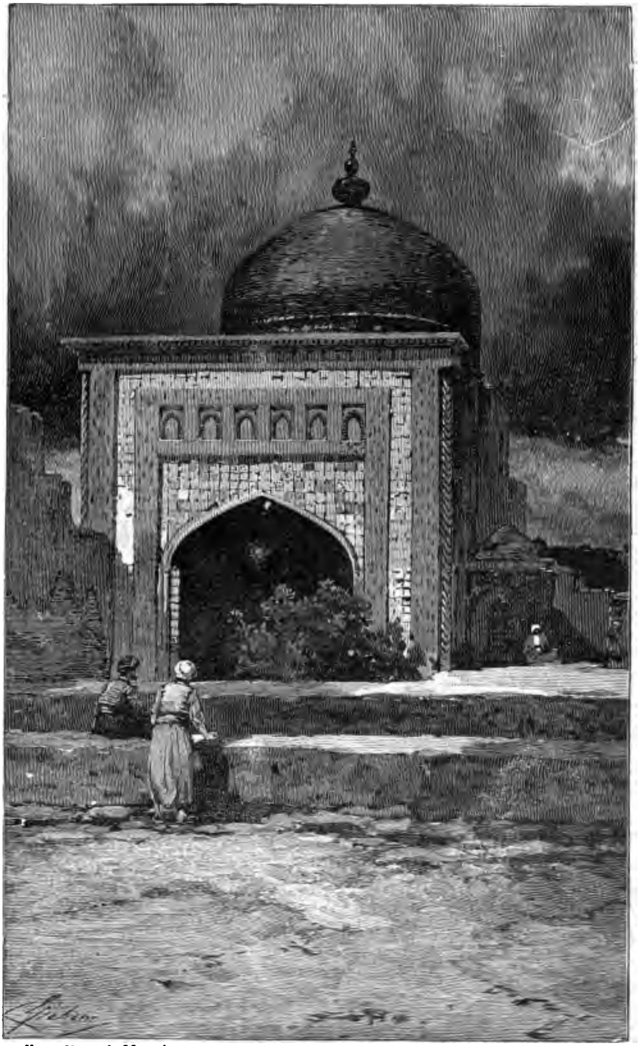
From Harper's Magazine.

Steinfiguren der sogenannten Bababilder nicht hinweg- zuhelfen vermögen.

Endlich eine Abwechslung: eine Anzahl von Hütten, die aus mit Filz bedeckten Stangen gebildet sind, taucht auf, aus denen schwelender Rauch zum blauen Himmel emporsteigt und das Bellen von Hunden an unser Ohr schlägt. Es ist das Zeltlager, der Aul, eines nomadisierenden Stammes von Kirgisen, das sich hier mitten in der einsamen Steppe erhebt.

Wir pflegen unter dem Namen „Kirgisen" zwei Nomadenvölker türkisch-tatarischen Stammes zusammenzufassen, die einander sprachlich sehr nahe stehen, jedoch sich selbst als vollkommen getrennte Völker ansehen und einander von jeher feindlich gegenübergetreten sind. Es sind die Kara-Kirgisen oder Schwarzen Kirgisen im Thianschan, wo sie zum Teil auf russischem Gebiet am Issykkul, am Tschu und in Ferghana, zum Teil auf chinesischem Gebiet bei dem wichtigen Handels- und Meßort Kuldscha hausen, und die Kasak-Kirgisen oder Kirgis-Kasaken, fälschlich auch Kaisaken genannt. Letztere nomadisieren in den ausgedehnten Steppengebieten im Norden Turkestans, von der unteren Wolga und dem Kaspischen Meere im Westen bis an die russisch-chinesische Steppe am Altai und Tarbagatai im Osten und vom Aralsee und Syr-darja im Süden bis gegen den Tobol und den mittleren Irtysch im Norden, die gewöhnlich unter dem geographischen Namen der Kirgisensteppe begriffen werden. Die Kirgisen selbst nennen sich nur Kasak, und jener Name ist ihnen nur infolge einer Verwechslung mit den Kyrgys, welche die Russen am Abakan trafen, beigelegt worden.

Wie überall in Mittelasien, haben sich die Russen auch unter den Kirgisenhorden als wahre Meister in ihren Kolonisationsversuchen bewährt und diese kahlköpfigen Söhne der Steppe für die ersten Segnungen gesitteter europäischer Zustände empfänglich gemacht. Unter der



From Harper's Magazine.

Kirgisische Moschee in persischem Stil.

Oberhoheit des „weißen Zaren" stehen gegenwärtig gegen $2\frac{1}{2}$ Millionen Kirgisen, über die der Generalgouverneur des Steppenbezirks in Omsk den militärischen Oberbefehl führt. Von ihnen befindet sich die Innere oder Bukejewsche Horde (158,624 Köpfe) noch auf europäischem Boden im Gouvernement Astrachan mit Orenburg.

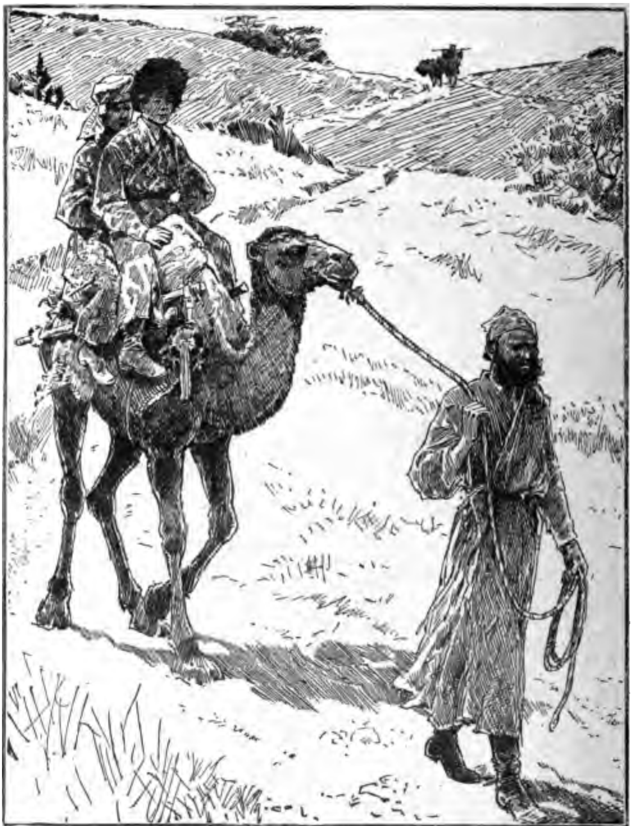
Die Kirgisen in Asien zerfallen in drei Abteilungen: die Kleine Horde (kischi dschüz, das ist das kleine Hundert) vom Kaspischen und Uralsee nördlich im Gebiete Uralsks und südlich im transkaspischen Gebiet, zusammen gegen 551,000 Köpfe; dann die Mittlere Horde (orta dschüz, das ist das mittlere Hundert) in den Gebieten Turgai, Akmolinsk und Semipalatinsk, ungefähr 712,000 Köpfe, und endlich die Große Horde (ulu dschüz, das ist das große Hundert) im Generalgouvernement Turkestan, gegen 975,000 Köpfe. Dazu kommen dann noch 61,266 in den Gouvernements Tomsk und Tobolsk. Die Sitze der Großen Horde dehnen sich im Südostwinkel der Kirgisensteppe vom Balchaschsee bis zu den Gebirgszügen des Thian-schan an der chinesischen Grenze aus. Verschiedene Kuppen dieses Gebirges erreichen eine Höhe von 6000 Meter und mehr.

Ihrem physischen Typus nach gehören die Kirgisen großenteils der mongolischen Rasse an; sie sind fast ausschließlich Nomaden und Viehzüchter. Sie teilen sich in Adel und Volk (weiße und schwarze Knochen). Den Adel bilden die Abkömmlinge der alten Chane, die den Titel Törö oder Sultan führen. Der auf alttürkischen Anschauungen und Gesetzen beruhenden Stammverfassung entsprechend ruhte früher die Verwaltung ausschließlich in den Händen des Adels. Neuerdings hat aber die russische Regierung das Wahlrecht eingeführt, und seitdem werden alle Beamten, wie Bezirksbeisitzer, Wolostverwalter und Aulälteste, ohne Rücksicht auf ihre Abstammung vom Volke gewählt.



Kirgisen-Aul.

Ihrer religiösen Stellung nach bekennen die Kirgisen sich zum Islam, doch hängt die große Masse des Volkes

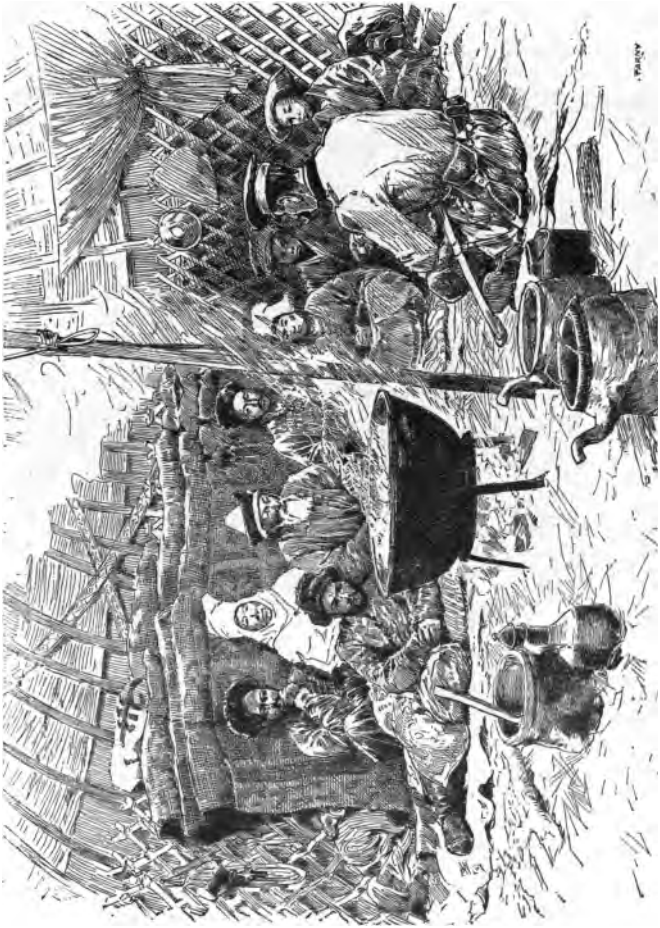


From Harper's Magazine.

Kirgisen auf der Wanderung.

noch an dem angestammten heidnischen Aberglauben. Der durch Kaftan und Turban äußerlich gekennzeichnete Molla oder Geistliche hält den Gottesdienst und die Schule ab;

letztere besteht freilich nur in oberflächlichem Auswendiglernen der Gebote und Hauptstellen des Korans. Er



Russischer Offizier in der Kibitka eines Kirgisen.

From Harper's Magazine.

schließt die Ehen und bestattet die Toten. Bei den verhältnismäßig wenig zahlreichen Niederlassungen seßhafter

Kirgisen findet man die Moscheen im persischen Stil gehalten; ihre Häuser und Brunnenanlagen sind elende, jeglichen Schmuckes bare Bauten.



From Harper's Magazine.

Kirgise vom Aralsee.

Das eigentliche Haus des Kirgisen ist sein Filzzelt, die Kibitka, die ihm ebenso wie vor den winterlichen Niederschlägen auch vor der heißen Sommersonne Schutz verleiht. Mehrere solcher Zelte bilden einen Aul. Die Arbeit des Abbrechens und Wiederaufschlagens der Kibitken

bei jedem Umzug bleibt wie alle häusliche Arbeit den rührigen Frauen und älteren Mädchen überlassen, die immer rasch damit fertig sind. Die wenigen Kessel, Kan-



From Harper's Magazine.

Eine kirgisische Braut.

nen, Töpfe und Teller sind schnell verpackt; Messer und Gabeln giebt es nicht, da die zehn Finger deren Stelle vertreten müssen. Die Luxusanzüge und Schmucksachen von Mann und Frau werden in größeren und kleineren,

bunt bemalten Holzkisten untergebracht. Mit den Teppichen, Decken, Polstern und dem sonstigen Hausrat werden sie dem Transporttier — sei es Kamel, Ochs oder Pferd — aufgepackt; obenauf nehmen die weiblichen Familienglieder Platz, und nun kann die Wanderung beginnen.



Ein Wandermusikant.

Der Aufenthalt in einer Kibitka ist für den des Steppenlebens ungewohnten Europäer nichts weniger als verlockend durch die große Unreinlichkeit der Kirgisen. Wegen des darin herrschenden beispiellosen Schmutzes wird er sich auch nur im äußersten Notfall entschließen, an einer Mahlzeit dieser Steppenbewohner teilzunehmen, deren Kleider von Ungeziefer wimmeln. Die Kirgisen sind durchweg von mittlerem Wuchse und gedrungenem Bau; ihre Züge bekunden auf den ersten Blick die mongolische Verwandtschaft. Die kleinen, dunklen Augen der Männer



Kirgisische Hochzeitsscherze.

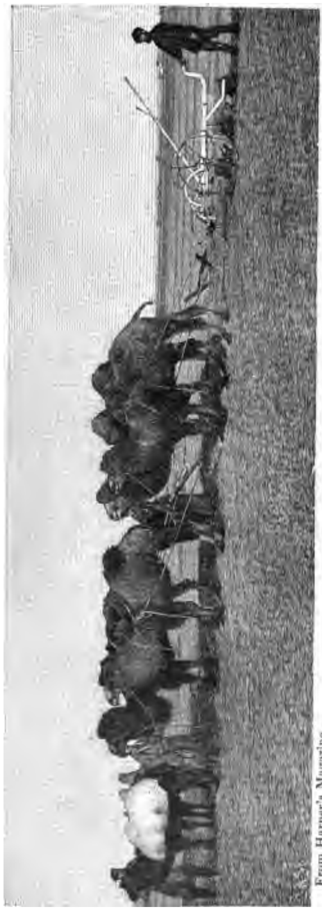
[redacted]

und Frauen betrachten jeden Fremdling mit dumm-schlauer Neugier, aus der ihre Begehrlichkeit nach einem von ihm erwarteten Geschenk hervorleuchtet, die sie auch alsbald durch Worte und Gebärden zu erkennen geben; frische Gesichter haben nur wenige der jüngeren weiblichen Wesen aufzuweisen.

Die Tracht stimmt ziemlich mit der ihrer turkmenischen Vettern überein. Ueber einen einfachen langen Kittel aus Baumwollstoff ziehen die Männer während der kalten Jahreszeit entweder noch einen zweiten oder einen Schafpelz. Die Reichen bevorzugen Stoffe aus Seide, Baumwolle oder Sammet. Möglichst schreiende Farben und bunte Stickereien auf den Kleidungsstücken sind besonders beliebt. Der Kittel wird durch einen ledernen Leibgurt zusammengehalten, der auch die Werkzeuge für den täglichen Bedarf aufnimmt. Männer und Weiber tragen die gleichen, außerordentlich weiten Lodenhosen von roter Farbe, und ihre Füße stecken im Sommer in bunten Pantoffeln und im Winter in Lederstiefeln. Als Kopfbedeckung dienen den Armen enganschließende Baumwoll- oder Filzkappen, während die Begüterten einen hohen, breitkrempigen Hut mit zwei aufgestülpten Spitzen aus Filz oder Sammet darüber tragen, den häufig Goldstickereien schmücken. Manche Stämme, so zum Beispiel die Kirgisen am Aralsee, setzen eine absonderliche Kapuze aus Schaffell auf, deren über die Schultern fallende Ausläufer sie gegen Wind und Wetter schützen. Fast den einzigen Schmuck der Männer bilden silberne Fingerringe.

Die Kleidung der Frauen und Mädchen ist der der Männer ähnlich, nur daß sich das kittelförmige Gewand enger um den Körper legt. Darüber wird das Chalat, eine Art Ueberrock, getragen, während ein schleierförmiges helles Tuch den Kopf umgiebt. Darüber sieht man bei Aermeren ein turbanartig gewundenes buntes Tuch, wo-

hingegen ihre reicheren Schwestern einen hohen, gestickten und mit Seidentroddeln und Münzen besetzten Aufsatz tragen. Auch die in kleine Zöpfe geflochtenen Haare behängen sie gern mit Gold- oder Silbermünzen und sonstigem Schmuck. Hals- und Armbänder sind beliebt; selten fehlt auch ein in Silber gefaßtes Amulett auf der Brust, das auf Papier geschriebene Koranverse oder magische Formeln gegen den bösen Blick und sonstiges Unheil bringt.



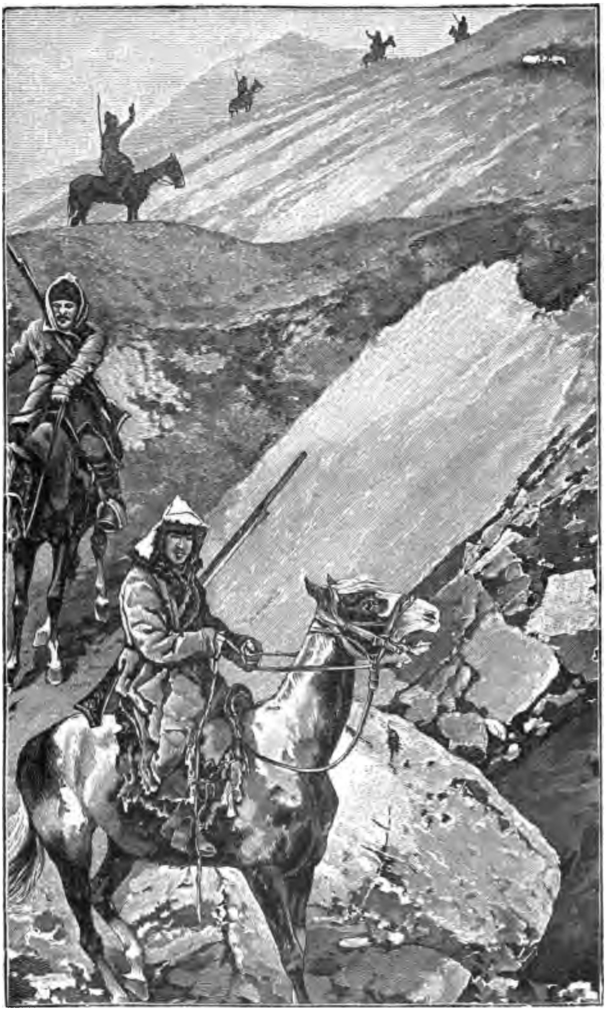
From Harper's Magazine.

Pflügen mit Kamelen.

Man sucht die Töchter so bald wie möglich an den Mann zu bringen, und eine kirgisische Braut pflegt selten mehr als vierzehn oder fünfzehn Lenze zu zählen. Wie in fast allen mohammedanischen Ländern ist auch bei den Kirgisen die Eheschließung ein Geschäft, wobei die Morgengabe von ausschlaggebender Bedeutung ist. Zunächst sendet der Freier ein paar Heiratsvermittler an die Eltern seiner Erkorenen, denen sie Geschenke überbringen, unter denen sich als besonders geschätzte Delikatesse ein Stück Hammel-

fett befindet. Wenn der Brautvater diese Darbringungen in gleicher Weise erwidert, so gilt das als Zustimmung. Hierauf findet in der Behausung des Brautvaters ein Familienrat statt, um die Größe des Kelims festzusetzen, den der Bräutigam für das Mädchen zahlen soll. Willigt dieser ein, die vierzig bis hundert Schafe oder von neun bis zu siebenundvierzig Stück Rinder zu entrichten, so ist damit alles in Ordnung, und er darf jetzt seiner Auserkorenen den ersten Besuch abstatten. Das Geschenk, welches er dabei überreicht, gilt als bindend, so daß, selbst wenn er oder die Braut vor der wirklichen Eheschließung sterben sollte, das Geschäft dadurch nicht rückgängig gemacht wird. In ersterem Falle bekommt die Braut der nächstältere Bruder, stirbt aber die Braut, so wird die überlebende nächste Schwester dem plötzlich verwitweten Bräutigam zu teil. Sind aber keine Stellvertreter männlichen oder weiblichen Geschlechts vorhanden, dann muß die Aussteuer zurückgegeben und noch ein entsprechendes Reugeld gezahlt werden.

Zur eigentlichen Eheschließung begiebt sich der Bräutigam nach dem Aul der Braut, wo die Eltern ihm ihre Tochter nebst einem Zelt, einem Kamel oder Reitpferd, einem Brautkopfputz und einem Bett, einer Anzahl Töpfe und einem Kasten überliefern. Der Molla segnet das Paar vor einer mit Wasser gefüllten Schale; dreimal richtet er an beide die Frage, ob sie in alle Zukunft Mann und Frau sein wollen, und nach jeder Bejahung müssen sie aus der Schale trinken. Mitunter taucht er auch einen Pfeil mit einem Haarbüschel aus der Mähne des Pferdes der Braut, eines von ihren Bändern oder ein beschriebenes Papier in das Wasser. Hierauf wird ein heiteres Hochzeitsfest begangen, während dessen es nicht an allerlei Scherzen fehlt. Oft entreißt während des Schmauses einer der Gäste der Wirtin die gefüllte Schüssel und reitet mit



Kirgisen beim Treiben auf Wildschafe.

[redacted]

ihr davon. Andere versuchen dann, sie ihm abzujagen, und so dauert das neckische Spiel fort, bis man zu fürchten beginnt, daß das Gericht erkalten möge. Nach dem Schluß des Mahles begeben sich die Neuvermählten mit dem Kamel, das die Brautaussteuer trägt, in den Aul des Mannes zu seiner Kibitka. Bemerkt sei noch, daß der Kirgise sich mit einer einzigen Frau begnügt.

An Vergnügungen bietet die Steppe ihren Bewohnern keine große Auswahl, und wandernde Musikanten und Tänzer sind daher stets willkommen. Für europäische Ohren ist es freilich wenig ergötzlich, die kreischenden, schrillen Töne der mit einem Bogen bearbeiteten Saiteninstrumente, zu denen noch einige primitive Blas- und Schlaginstrumente treten, anzuhören; ebensowenig kann der näselnde Gesang als anmutig bezeichnet werden. Die Tänzer sind junge Zigeuner, die in Weibertracht und geschminkt ihre Künste zum besten geben.

Die Kirgisen treiben wohl auch ein wenig Ackerbau, jedoch ihre Hauptbeschäftigung bildet, wie schon erwähnt, die Viehzucht. Ihre Herden bestehen aus grobwolligen Schafen mit Fettpolstern, Ziegen, Rindern, kräftigen und sehr schnellen Pferden und Kamelen. Pferde und Kamele werden vorwiegend gezüchtet, um als Beförderungsmittel für Menschen und Zelte zu dienen. Neuerdings haben die Kirgisen aber von den Russen auch das Pflügen mit Kamelen gelernt. Der ganze Handelsverkehr mit Russen, Chinesen und Turkmenen vollzieht sich in der Form des Tauschhandels. Auch eifrige Jäger sind die Kirgisen. Sie pflegen das Weidwerk aber fast nur zu Pferde und entwickeln namentlich bei dem Treiben auf Wildschafe große Gewandtheit.

Die klimatischen Verhältnisse in den von ihnen bewohnten Steppenebenen weisen die schroffsten Gegensätze auf. Im Winter strenge Kälte, Schneestürme und Orkane,



Russische Infanterie beim Abkochen in der Kirgisensteppe.

im Sommer glühender Sonnenbrand und heiße Winde. Zwischen den Hauptjahreszeiten des Winters und des Sommers belaufen sich die Temperaturunterschiede auf 50 Grad. Die Luft ist von einer wahrhaft erstaunlichen Trockenheit. Im heißen Sommer versiegen bisweilen selbst Ströme und ihre Zuflüsse, kleinere Seen trocknen



Brunnen in der kirgisischen Steppe.

aus, und der Wassermangel wird, da die künstlichen Brunnenanlagen in der kirgisischen Steppe verhältnismäßig selten sind, den Herden oft genug verhängnisvoll. Die großen, noch vorhandenen Seen, wie der Kaspische und der Aralsee, sind als die Ueberreste riesiger Wassermassen anzusehen, die unter der fortschreitenden Verdunstung an den tiefsten Stellen der Depression des gewaltigen Steppengebietes übrig geblieben sind.

Wenn im Frühjahr die ersten, heiß ersehnten Niederschläge fallen, dann erwacht das Pflanzenleben wieder, allein diese Periode währt nur drei Monate. Während dieser Zeit wird die öde Steppe in einen blumenreichen Grasgarten umgewandelt, und die Bäume beeilen sich, Blüten und Früchte zu treiben und letztere zur Reife zu bringen. Dann ist auch die geeignetste Zeit für Expeditionen in die Kirgisensteppe, die regelmäßig von den russischen Truppen vorgenommen werden. Nach einem wohldurchdachten Plane, dessen Hauptstütze die gegenwärtig freilich noch nicht ganz vollendete große sibirische Eisenbahn zu werden bestimmt, ist das Zarenreich von allen Seiten her dem zopftragenden Nachbar immer näher gerückt, als dessen Haupterben es sich ohne Zweifel betrachtet.

Mannigfaltiges.

Das Geschäft der schönen Witwe. — Der Buchhalter Anatole Perinet in Paris war im Frühling 1830 fünfunddreißig Jahre alt geworden und wünschte sich zu verheiraten. Er war ein herzensguter und sanftmütiger Mensch, aber nicht gerade ausgezeichnet durch besondere Vorzüge des Körpers oder Geistes, hatte sich auch bisher in dem teuren Paris erbärmlich genug durchschlagen müssen. Aber nun war ganz unverhofft die Sachlage plötzlich günstiger geworden. Eine alte Tante von ihm war in der Provinz gestorben, und Anatole, dem einzigen Erbberechtigten, dadurch ein Kapital von sechzigtausend Franken zugefallen.

Sofort kündigte Perinet seine Stelle auf, und da es ihm gänzlich an Damenbekanntschaft fehlte, so erließ er in einigen Zeitungen ein Heiratsgesuch, durch welches er der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes mitteilte, daß ein kapitalbesitzender Herr in den besten Jahren sich baldigst zu verheiraten wünsche mit einem älteren Mädchen oder einer Witwe, die im Besitze eines kleinen einträglichen Grundstücks oder Geschäftes sei und zur guten Verwaltung desselben einer ehrenhaften und liebevollen männlichen Stütze im Leben bedürfe.

Dies Inserat hatte in der That besten Erfolg. Es meldete sich unter anderen eine „junge, kinderlose Witwe von angenehmem Aeußeren und heiterem Wesen, neunundzwanzig Jahre alt, Besitzerin eines einträglichen schuldenfreien Hauses und darin betriebenen bequemen Geschäfts, das ohne irgend welches Risiko alljährlich ansehnliche Summen einbringe. Ihr erster Gemahl, der einst auch in ihr Geschäft hineingeheiratet und ihr dabei ein

treuer und verständiger Helfer gewesen, sei vor zwei Jahren einer Krankheit erlegen; sie bedürfe wieder einer sicheren und redlichen Stütze fürs Leben und fürs Geschäft". Das war gerade, was Anatole Perinet brauchte. Man machte gegenseitige Bekanntschaft, fand Gefallen aneinander, und die Verlobung kam richtig zu stande. Auf solche schon damals nicht ungewöhnliche Weise wurde Anatole Perinet der glückliche Bräutigam der hübschen Witwe Rosalie Dugazon, die am Greveplatz wohnte in Nr. 14, ihrem eigenen Hause, nahe beim großen Stadthause, wie man in Paris das Rathaus nennt.

Das Haus der Dame war ein altes, aber solid gebautes, noch in sehr gutem Zustande befindliches Gebäude mit der behaglich eingerichteten Wohnung der Besitzerin im Erdgeschoß und zwei Stockwerken darüber mit je vier auffallend breiten Fenstern. Schon bei der ersten Zusammenkunft hatte Anatole sich nach der Beschaffenheit des Geschäfts erkundigt und von Rosalie die Auskunft erhalten, sie sei „Vermieterin", wonach er einstweilen nicht weiter fragte. Nach der Verlobung aber hielt er es für richtig, der Sache näher auf den Grund zu gehen.

„Also, geliebte Rosalie," sagte er, „du bist Vermieterin?"

„Ja, mein teuerster Anatole," versetzte sie. „Es ist ein vortreffliches, höchst einträgliches Geschäft."

„Um so besser. Aber deine Wohnungen oben im Hause stehen doch leer, wie ich gesehen habe."

„Jawohl, ich vermiete sie auch nicht, denn dabei würde ich meinen Vorteil nicht finden."

„Beschäftigst du dich vielleicht damit, Dienstboten zu vermieten? Hast du ein Gesindebureau?"

Sie lachte spöttisch. „Nein, mit solcher Plackerei möchte ich mich nicht befassen. Mein Geschäft ist ein viel besseres und ein einfacheres. Ich vermiete Fenster oder vielmehr Plätze an meinen Fenstern."

Ihm wurde etwas schwül zu Mute. „Fenster?" murmelte er. „O, ich begreife jetzt. Auf dem Greveplatze finden ja die Hinrichtungen statt."

„Ganz recht, mein Lieber. Du wirst dich bald daran gewöhnen. Es ist lange nicht mehr so aufregend wie in den alten Zeiten,

als die Kriminaljustiz grausamer zu Werke ging. Seit der großen Revolution benutzt man die Guillotine. In der Regel ist die Prozedur in sehr kurzer Zeit vorüber."

„Wie viele Hinrichtungen geschehen wohl alljährlich?"

„Im vorigen Jahre waren es nur neun, zuweilen sind's einige mehr, selten weniger."

Er atmete etwas freier auf; jedenfalls hatte er sich die Sache schlimmer gedacht.

„Machen die anderen Hausbesitzer am Greveplatze auch solche Geschäfte?"

„Gewiß. Alle, deren Häuser die dazu geeignete Lage haben. Mein Haus aber hat die allergünstigste Lage; dicht vor den Fenstern meines ersten Stocks, kaum fünfzehn Meter davon, wird das Gerüst mit der Guillotine errichtet. Daher erziele ich auch die höchsten Preise; oft werden schon wochenlang vorher bei mir Plätze bestellt von reichen Leuten. Ich will dir meine Einrichtungen zeigen, folge mir."

Beide verließen das Zimmer und stiegen eine breite, altertümliche Treppe hinauf. Rosalie führte ihren Bräutigam in den hohen vierfenstrigen Saal des ersten Stocks. Die breiten und hohen Fenster reichten fast bis auf den Fußboden hinab. Bei jedem derselben standen sechs bequeme, mit dunkelbraunem Sammet bezogene Sessel, drei ganz vorne, drei andere gleich dahinter, insgesamt also vierundzwanzig an den vier Fenstern.

„Diese vordersten Sitzplätze sind natürlich die teuersten," sagte erklärend die schöne Witwe, „dahinter sind dann noch gute Stehplätze für viele Personen."

„Und im zweiten Stock oben ist es ähnlich eingerichtet?" fragte Perinet.

„Ja, aber nicht so fein, nur einfache Stühle, und natürlich sind die Plätze dort auch entsprechend billiger."

Was sind es denn für Herrschaften, die für so etwas Geld übrig haben?"

„Sensationslüsterne Menschen jeglicher Art, die gewöhnlichen Boulevardpflastertreter und Kaffeehausbummler, aber auch Berühmtheiten, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler von Weltruf, auch schöne Damen."

„Ist's möglich?"

„Jawohl. Damen der feinsten Gesellschaftskreise finden daran ein aufregendes Gelüste, wie sie sich ja auch in den Schwurgerichtssaal einzudrängen pflegen, wenn ganz besonders sensationelle Kriminalverhandlungen stattfinden. Erinnerst du dich an den letzten schauderhaften Kriminalprozeß, der ganz Paris wochenlang in Aufregung brachte, und der vor einem Monat hier auf dem Greveplatz seine Sühne fand, indem man den Missethäter guillotinierte?"

„Den Urheber der geheimen Verbrechen in Pantin meinst du wohl? Ich las davon in den Zeitungen mit Abscheu und Grauen."

„Nun, da erschienen hier bei mir als Zuschauerinnen einige höchst elegante Damen, um jenen Elenden unter dem Fallbeil sein Leben enden zu sehen. Und da war auch ein junges zierliches Herrchen; sah man aber genauer zu, so war's eine verkleidete Dame. Rate einmal, wer es war!"

„Das vermag ich wirklich nicht zu erraten."

„Eine in neuester Zeit durch ihre Romane sehr bekannt gewordene Schriftstellerin —"

„George Sand?"

„Jawohl. Eigentlich heißt sie Frau Dudevant, sie ist ihrem Gemahl aber davongelaufen."

Es war droben nichts Besonderes mehr zu sehen, und die beiden gingen wieder hinunter und setzten sich auf das bunte Plüschsofa an den Kaffeetisch.

„Mein lieber Anatole," fuhr dort die muntere Witwe fort, „du kennst nun mein Geschäft. Es ist höchst einfach und bequem, und du wirst nur etliche Tage im Jahre etwas zu thun haben, wenn es eine Hinrichtung giebt. Dann mußt du mir in allem behilflich sein, denn ich kann nicht gleichzeitig in beiden Stockwerken sein. Da gilt es, den Herrschaften die reservierten Plätze anzuweisen, das Geld einzukassieren, darauf zu achten, daß nicht Unberechtigte sich eindrängen, überhaupt auf alles sorgsam Obacht zu haben. Meine besten Sitzplätze im ersten Stock bringen nie weniger als zehn Franken ein; in ganz besonders sensationellen Fällen steigt der Preis auf fünfzehn, zwanzig und selbst fünfundzwanzig Franken."

„Das finde ich erstaunlich,“ bemerkte Anatole.

„O, in alter Zeit waren die Einnahmen oft noch viel bedeutender, wie aus dem genauen Register hervorgeht, welches seit länger als zweihundert Jahren in meiner Familie geführt ist. Im 17. Jahrhundert, als die berüchtigte Giftmischerin Marquise v. Brinvilliers hingerichtet wurde, und im 18., als der Fanatiker Damiens sein Attentat auf Ludwig XV. so gräßlich büßen mußte, da saßen als Zuschauerinnen an den Fenstern dieses Hauses maskierte vornehme Damen, und hinter ihnen standen, dicht gedrängt, edle Kavaliere. In den beiden Fällen sind die Sitzplätze des ersten Stocks mit je fünf Louisdor bezahlt worden.“ *)

Noch mancherlei Interessantes berichtete Rosalie mit heiterer Unbefangenheit. Er sah sie dabei bisweilen etwas scheu von der Seite an. Hätte er nicht sein liebebedürftiges Herz gänzlich an sie verloren, so wäre er sicherlich aus dem unheimlichen Hause weggelaufen, denn das Gruseln überkam ihn immer wieder. Aber so dachte er: „Ich muß und werde mich an das sonderbare Geschäft gewöhnen.“ . . .

Kurz darauf brach die Julirevolution aus. König Karl X. wurde verjagt, der Herzog Ludwig Philipp von Orleans zum König von Frankreich erwählt.

Am 3. August sollte die Hinrichtung eines Mörders auf dem Greveplatze stattfinden. Schon in früher Morgenstunde strömte das Volk in Scharen nach dem Greveplatze. Der Kriminalprozeß, welcher zu dem Todesurteil geführt hatte, war nämlich ein höchst sensationeller gewesen und hatte monatelang die Gemüter mächtig erregt.

Das Haus der schönen Witwe war voll von Zuschauern, und die Gesamteinnahme dieser Vormittagsstunde mochte sich etwa auf tausend Franken belaufen. Perinet war seiner Braut behilflich, bald unten, bald oben den Herrschaften die Plätze anzuweisen und das Geld dafür einzukassieren.

Obgleich er sich vorgenommen hatte, dem blutigen Schauspiel keinen Blick zu widmen, so konnte er trotzdem nicht umhin, es doch zu thun, einem fast dämonischen Antriebe folgend. Da sah

*) Historisch.

er denn zum erstenmal in seinem Leben, wie das blinkende Fallbeil niedersauste und im Nu ein Menschenleben vernichtete.

Das war zu viel für das sanfte Gemüt des weichherzigen Anatole. Er wurde beinahe ohnmächtig, fühlte sich fürchterlich angegriffen, ja geradezu krank. Wie in Betäubung verließ er das Haus, eilte in seine Wohnung und legte sich gleich zu Bette.

Vergebens suchte er sein Gemüt zu beruhigen. Er konnte den schrecklichen Eindruck nicht wieder los werden, und in der Nacht quälten ihn die entsetzlichsten Träume.

Am darauffolgenden Tage erhob er sich von seinem Lager, und wie er in den Spiegel blickte, erschrak er über sein bleiches, erbärmliches Aussehen.

„Es geht über meine Kräfte," murmelte er. „Rosaliens Geschäft paßt nicht für mich; unmöglich kann ich dergleichen noch einmal mitmachen; es würde mich umbringen oder dem Wahnsinn überliefern. Das muß ich ihr gestehen, sie inständig bitten, das unheimliche Geschäft aufzugeben, das Haus zu verkaufen. Doch — ach! ich befürchte, sie wird sich darauf nicht einlassen. Alles wird sie rückgängig machen: es wird nichts aus der Heirat."

Am Nachmittag ging er zu seiner Braut. Als er bei ihr eintrat, fand er sie in Bestürzung und tiefster Betrübnis.

„Ach, mein Lieber, wer konnte das ahnen?" rief sie. „Ich bin ruiniert, wenn auch nicht ganz, so doch halb!"

„Tröste dich, Rosalie! Das wird meiner treuen Liebe keinen Abbruch thun. Aber erkläre mir doch —"

„Hast du den gestrigen Moniteur nicht gelesen? Der neue Justizminister hat eine Verfügung erlassen, daß in Zukunft die Hinrichtungen nicht mehr auf dem Greveplatze, sondern fortan hinter den Mauern des Gefängnishofes von La Roquette stattfinden sollen."*)

Der gute Perinet atmete freudig erleichtert auf. Seine Seele fühlte sich wie von einem ungeheuren Alpdrücken auf einmal völlig befreit. Und er umarmte und küßte seine Braut inniglich. Jetzt war sie ihm ohne das seltsame Geschäft noch viel, viel lieber als vordem.

— — — — — — — — — — — — — —

*) Thatsächlich.

Die Einbuße, welche Rosalie erlitt, war allerdings beträchtlich, aber doch nicht so groß, wie sie anfänglich befürchtet hatte. Denn die beiden Stockwerke brachten als Wohnungen recht ansehnliche Mieten ein, so daß Anatole mit seiner Frau in guten bürgerlichen Verhältnissen leben konnte. O. H.

Neue Erfindungen: I. Elektrisch-selbstthätiger Feuermelder (System Keyser). — Wie wichtig für viele Räume, in erster Linie: Trockenkammern, Speicher, Magazine, Krankenhäuser u. s. w., selbstthätige Feuermelder, das heißt Apparate sind, die



Fig. 1. Elektrisch-selbstthätiger Feuermelder (System Keyser). Innenansicht.

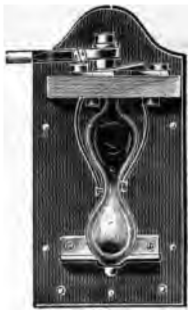


Fig. 2. Elektrischer Feuermelder, zugleich Thürkontakt. Innenansicht.

beim Ansteigen der Temperatur ihrer Umgebung auf eine ungewöhnliche Höhe einen Wecker in Thätigkeit setzen, liegt auf der Hand. Vorzüglich bewährt hat sich der elektrisch-selbstthätige Feuermelder, System Keyser, auf den wir deshalb die Aufmerksamkeit weiterer Kreise hinlenken möchten. Der Apparat enthält, wie aus Fig. 1 zu ersehen, eine gläserne Doppelbirne, deren unterer Teil mit Quecksilber gefüllt ist. Wo sie sich in der Mitte verengt, sind zwei Platindrähte eingeschmolzen, die in die Leitung einer jeden Hausklingel eingeschaltet werden können. Oben ist ein gewöhnlicher Drücker angebracht, mit dem sich das Funktionieren der Klingel jederzeit feststellen läßt. Sobald sich nun aus irgend einer Ursache die Temperatur in dem Raume, wo

sich der Feuermelder befindet, erhöht, so dehnt sich das Quecksilber aus, steigt und stellt dadurch den Stromschluß zwischen den beiden Platindrähten her. In demselben Augenblicke fängt alsdann die Klingel an, die Wache beziehungsweise die Hausbewohner zu alarmieren. Der Apparat läßt sich von jedem Laien je nach seinen Zwecken für Wohn- oder Geschäftsräume, Gasthöfe u. s. w. in dem gewünschten Wärmegrad einstellen, und zwar durch Zufüllen oder Abgießen einer kleinen Menge Quecksilber. Um ihn auf den gewünschten Wärmegrad einzustellen, taucht man ihn in Wasser von der betreffenden Temperatur und achtet darauf, daß einige Sekunden nach dem Eintauchen das Quecksilber beide Platindrähte berührt. Für gewöhnlich wird der Apparat auf 28 Grad Reaumur (35 Grad Celsius) eingestellt, was meist ausreichend ist. Auf Wunsch wird dieser Feuermelder auch so geliefert, daß er zugleich als Thürkontakt (Fig. 2) für Läden, Magazine u. s. w. verwendet werden kann. Er wird dann auf dem Thürrahmen angebracht. Der oben befindliche Hebel macht durch eine in die Thür eingeschraubte Führungsöse die Bewegung der Thür mit, und durch eine mit dem Hebel in Verbindung stehende Zunge wird der Kontakt hergestellt. Dieser Hebel ist auf jede Stellung einstellbar, so daß der Apparat für links- wie für rechtsgehende Thüren durch einfache Herumstellung des Hebels benutzbar wird. Ebenso ist dadurch die Möglichkeit geboten, daß selbst bei der geringsten Oeffnung der Thür das Signal ertönt; auch kann der Apparat so hergestellt werden, daß er bei Oeffnung der Thür so lange fortläutet, bis letztere wieder geschlossen wird. Fr. R.

II. Ein Polizeifahrrad. — Daß das Fahrrad, nachdem es sich nicht nur alle privaten Gebiete, sei es zu Erwerbs-, sei es zu Vergnügungszwecken, erobert, sondern auch bei der Post und beim Heere amtliche Verwendung gefunden hat, auch zu Polizeizwecken benutzt werden würde, war vorherzusehen. Man wundert sich nur, daß es erst in jüngster Zeit und nicht schon früher geschehen ist. Im praktischen Nordamerika hat man einen ganz neuen Fahrradtyp zum Dienste der Polizei erfunden. Dieses Polizeifahrrad, ein sehr langgebautes Dreirad, vertritt die Stelle des in Europa üblichen polizeilichen Transportwagens, durch

welchen Gefangene von den Polizeibureaus nach dem Gefängnis oder zum Verhör gebracht werden. Es hat vorn und hinten je



Transport eines Verbrechers auf dem Polizeifahrrad in Nordamerika.

einen Sattel für die Polizisten, die zugleich Fahrer sind; in der Mitte aber einen Sitz für den Gefangenen, dessen Hände mit

Handschellen rechts und links an den stählernen Rahmen des Sitzes angeschlossen werden, so daß ein Fluchtversuch unmöglich gemacht ist. Dieses Polizeifahrrad, von dem wir eine Abbildung bringen, hat gegenüber dem Zellenwagen entschieden seine Annehmlichkeiten, und zwar für die Transporteure wie für den Transportierten, und nur den einen Nachteil, daß des letzteren Zartgefühl durch den offenen Transport verletzt wird. Doch fällt bei notorischen Verbrechern — und nur solche wird man jedenfalls auf diese Weise dem Gefängnisse zuführen — dieser Punkt nicht besonders schwer ins Gewicht, und so kann man das Polizeifahrrad jedenfalls als eine sehr praktische Neuerung betrachten. F. Z.

Zu Tode gespielt. — Die ihrer Zeit hochberühmte und vielgefeierte Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient (gestorben 1860) haßte mit dem ganzen Feuer ihrer echten Künstlerseele alles Niedrige und Triviale, sowohl in der Kunst als auch im Leben. Wo es ihr in ihrer Kunst entgegentrat, schüttelte sie es von sich ab mit allen Mitteln. Während ihres Engagements an der Dresdener Hofbühne wurde dort eine Oper von Halévy: „Guido und Ginevra" einstudiert. Das Libretto war ebenso albern, wie die Musik seicht und nichtssagend. Der Schröder-Devrient war die Rolle der Prinzessin zugeteilt. Diese wird von einer Rivalin durch einen Schleier vergiftet, stirbt auf der Bühne und wird begraben. Aber das Gift war nicht stark genug, und die Prinzessin erwacht in dem Gruftgewölbe aus dem Starrkrampf, in den sie das Gift versetzt hatte. Der Künstlerin, der weder ihre Rolle noch überhaupt die ganze Oper gefiel, ersuchte den Intendanten wiederholt, ihr die Rolle abzunehmen, oder besser noch die Oper überhaupt nicht zur Aufführung zu bringen. Der Intendant verneinte jedoch mit dem Hinweis, daß der Hof die Oper zu hören wünsche.

„Gut denn, so muß ich mich fügen," entgegnete die Künstlerin. „Aber," setzte sie mit einem kleinen sarkastischen Lächeln hinzu, „ich werde mir mit dem Spiele große Mühe geben."

Der Abend der Aufführung kam. Die Prinzessin empfängt den vergifteten Schleier und stirbt an dem daraus eingeatmeten Gift auf offener Scene, womit der erste Akt schließt. Die Schröder-Devrient starb so natürlich, ihre Todeszuckungen waren

so getreu die einer an Gift Sterbenden, von einer so furchtbaren Gräßlichkeit, daß dem Publikum die Haut schauderte und nach dem Fallen des Vorhanges der entsetzte Intendant mit dem Arzt auf die Bühne stürzte und mit bebender Stimme der Künstlerin zurief: „Um Gottes willen, sind Sie denn wirklich krank?"

„Keineswegs," antwortete die Künstlerin, „ich bin nur vorschriftsmäßig an Gift gestorben."

Im zweiten Akt, in dem Gruftgewölbe, gebärdete sich die lebendig Begrabene wie eine Rasende. Sie kratzte mit den Nägeln an der Mauer der Gruft, raufte ihr Haar, schlug sich die Brust mit den Händen — alles der Situation angemessen, alles lebenswahr, naturgetreu, aber von einer so abscheulichen Gräßlichkeit, daß der Hof mitten in der Scene die Loge verließ.

Die Oper wurde nicht wieder gegeben, und die Künstlerin hatte ihren Zweck erreicht, sie hatte die Oper — zu Tode gespielt. C. Sp.

Geschäfte mit Gaunern. — Bei der Direktion der Bank von England meldete sich vor einigen Jahren ein Mann, der erklärte, er müsse einen der Leiter in dringender Angelegenheit sprechen. Er wurde in das Direktionszimmer geführt.

„Was wünschen Sie?" fragte man ihn.

„Ich habe ein Mittel gefunden, um die Noten der Bank von England zu spalten," erklärte der Gefragte. „Ich bin im stande, aus einer Banknote zwei zu machen, und biete Ihnen das Geheimnis zum Kauf an."

„Wir werden uns die Sache überlegen, kommen Sie in drei Tagen wieder."

Der Besucher verschwand, und der Direktor rief schleunigst seine Kollegen zusammen, um über die Mitteilung des Erfinders zu beraten. Auch die Techniker aus der Druckerei der Bank wurden herbeigeholt, und diese meinten kopfschüttelnd, der Erfinder sei verrückt; es gäbe keine Maschine der Welt, mit welcher man die papierdünnen Banknoten in zwei Teile spalten könne.

Zum Verständnis muß hier zweierlei angeführt werden. Die englischen Banknoten sind von einer erstaunlichen Einfachheit und bestehen nur aus weißem Papier mit schwarzem Aufdruck auf der Vorderseite. Keine Verschnörkelung, kein Muster aus

sich kreuzenden und ineinander verschwimmenden Kreislinien (sogenannte Guilloche), nichts, nichts! Die Banknoten sind so einfach, daß man glaubt, jeder Druckerlehrling müsse sie nachmachen können. Aber das ist ein Irrtum. Diese anscheinende Einfachheit ist das Ergebnis eingehendster Ueberlegung und tausendfältiger Versuche. Der Schutz vor Nachahmungen liegt in der Art des Papiers, das unter den strengsten Vorsichtsmaßregeln fabriziert wird, und der Art der Druckerschwärze, deren Zusammensetzung ebenfalls Geheimnis der Bank ist. Endlich haben die Banknoten ein Wasserzeichen, das mit derartiger Kunstfertigkeit hergestellt ist, daß ebenfalls bisher noch niemand in der Lage war, dasselbe nachzuahmen.

Zweitens muß erwähnt werden, daß nicht nur die Bank von England, sondern infolge ihres Vorgehens auch alle Geschäftsleute in England und in Amerika dem Grundsatze huldigen, es sei vorteilhafter, mit den Menschen, von denen sie betrogen worden sind oder die sie betrügen könnten, einen Vergleich zu schließen, als nach der Polizei zu laufen. Die Erwägung dabei ist folgende: Die Gauner, welche Wertpapiere, Papiergeld u. s. w. gestohlen haben, werden wohl von der Polizei eingefangen und vom Gericht bestraft, aber das gestohlene Geld, die gestohlenen Wertpapiere sind fast immer verloren. Wenn man sich aber mit den Gaunern auf Unterhandlungen einläßt, so gelingt es fast stets, wenigstens einen Teil des Geldes zu retten. Zum Beispiel: Einbrecher haben eine Kasse ausgeräumt und Aktien im Werte von 100,000 Mark und daneben 70,000 Mark in barem Gelde gestohlen. Die Bank erklärt sich bereit, den Räubern das bare Geld zu lassen und jede Verfolgung aufzugeben, falls sie die 100,000 Mark in Aktien, die ohnehin für die Diebe sehr schwer unterzubringen sind, freiwillig wieder herausgeben. So kommen die Aktien, die sonst in der Erde verfaulen oder verbrannt würden, wieder in den Besitz der Bank und — diese Erwägung ist die Hauptsache für die Engländer — die Erfahrung, welche die Geschädigten durch den Betrug gewonnen haben, ist auch etwas wert und wird sie veranlassen, neue Maßregeln zu ergreifen, um eine Wiederholung des Einbruchs unmöglich zu machen.

Ja, die Bank von England und die Geschäftsleute gehen noch

viel weiter. Sie lassen sich mit jedem Menschen auf Unterhandlungen ein, der ihnen Mitteilung von irgend einer neuen Betrugs möglichkeit macht. Wenn jemand zu diesen englischen Geschäftsleuten kommt und ihnen mitteilt, er wisse ein Mittel, um in ihre Tresors einzubrechen, um ihre Banknoten nachzumachen oder ihre Checks zu fälschen, so hört man ihn nicht nur geduldig an, sondern man verspricht ihm auch ein gutes Stück Geld, wenn er der Bank sein Geheimnis preisgiebt.

Doch kehren wir zu dem Fall mit dem Banknotenspalter zurück. Die Techniker also erklärten, es sei absolut unmöglich, mit irgend einer Maschine oder irgend welchen Hilfsmitteln eine Banknote zu spalten. Die Direktoren aber beruhigten sich bei diesem Gutachten der Sachverständigen nicht. Sie erinnerten sich daran, daß schon vieles von Sachverständigen für unmöglich erklärt worden sei, was dann Laien auf verblüffend einfache Weise doch fertig brachten. Sie ließen sich also mit dem Banknotenspalter, als er nach drei Tagen erschien, auf Unterhandlungen ein und versprachen ihm eine große Geldsumme zu zahlen, wenn er ihnen das Experiment der Banknotenspaltung vormachen wollte. Am nächsten Tage kam der Erfinder wieder, brachte zwei Stücke Leinwand mit und in einem Topf ein Klebmaterial, das aus arabischem Gummi und Leim zusammengesetzt war. Er erbat sich eine Banknote, bestrich die eine Seite derselben sorgfältig mit dem Klebmaterial und klebte sie auf das eine Stück Leinwand. Dann bestrich er auch die andere Seite der Banknote mit dem Klebestoff und legte ebenfalls ein Stück Leinwand darauf. Er beschwerte darauf Leinwand und Banknote mit ein paar mitgebrachten Eisenstücken, legte alles in einen Holzkasten und bat die Direktoren, ihn zu verschließen. Am Nachmittag wolle er wiederkommen. Er erschien auch richtig zur angesagten Stunde, nahm aus dem Kasten die beiden Leinwandstücke, faßte jedes von ihnen an einer Ecke und riß sie auseinander. Auf jedem Stück Leinwand klebte die Hälfte der Banknote. In der That hatte der Erfinder das für unmöglich erklärte Experiment gelöst, die Banknote zu spalten.

„Sie sind Ingenieur?“ wurde er gefragt.

„Nein, ich bin Buchbinder. Ich gedachte nun, wenn ich die

Banknoten gespalten hatte, dieselben, wie ich hiermit thue, wieder von der Leinwand abzuweichen und dann die beiden Rückseiten der Hälften sorgfältig mit Papier zu bekleben, damit sie die frühere Dicke wieder erhalten. Ich hätte statt einer dann zwei Banknoten, wenn die Druckerschwärze tief genug auch in den zweiten Teil auf der Rückseite der Banknote eingedrungen ist."

Wie man sich sofort überzeugte, war dies jedoch nicht genügend der Fall. Der Buchbinder hätte seine Erfindung also kaum zum Fälschen von Banknoten verwenden können, aber die Direktoren zahlten ihm die ausbedungene hohe Geldsumme anstandslos aus. Sie hatten von diesem verblüffend einfachen Experiment gelernt: nämlich, daß die Druckerschwärze noch weniger tief als bisher in das Papier eindringen durfte, wollte man derartige Betrügereien vollständig verhindern.

Daß die Bank von England derartige Erfindungen aufkauft, ist allgemein bekannt, und deshalb giebt es Leute, die ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf richten, irgend einen neuen Streich gegen die Sicherheit der Bank, ihrer Checks oder Banknoten auszusinnen, um dann diese Erfindung für schweres Geld an die Bank zu verkaufen. Das gelingt öfters. Man hält das in England und Amerika für ein ganz loyales Geschäft. Ebenso, wie bereits gesagt, die Unterhandlung mit Dieben, Betrügern und Einbrechern.

Nehmen wir an, es seien in einer englischen Privatbank, wie dies erst neulich passierte, auf unerklärliche Weise Tausende von Aktien gestohlen worden. Die Bank wendet sich nicht an die Polizei, sondern erläßt in den verbreitetsten Blättern Englands Inserate, in denen die Nummern der gestohlenen Aktien und ihre Art angezeigt werden. Dann wartet sie auf ein Angebot der Diebe. Dieses läßt gewöhnlich nicht lange auf sich warten. In einem Briefe, der mit der Schreibmaschine geschrieben oder aus Wörtern zusammengesetzt ist, die aus einer Zeitung herausgeschnitten sind, wird der Bank ein Angebot gemacht betreffs der Höhe der Summe, welche die Diebe in barem Gelde für die Wiederherausgabe der Aktien verlangen. Die Antwort darauf hat die Bank gewöhnlich im Inseratenteil eines Blattes in höchst unauffälliger Weise zu erteilen. Ist der Bank die geforderte

Summe zu hoch, so handelt sie, indem sie weniger bietet, und durch das Schreiben dieser eigentümlichen Briefe und die Antwort im Inseratenteil kommt schließlich ein Abkommen zwischen der Bank und den Spitzbuben zu stande. Unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln empfangen dann die Diebe durch besondere Agenten, die sich mit solchen Vermittelungen befassen, das Geld und liefern dafür die Aktien aus.

Aber auch mit dem eigenen Personal, welches Betrügereien begangen hat, paktiert die Bank oder das betreffende Geschäft. Haben die Leute eine Unterschlagung, einen Betrug begangen und legen sie ein reumütiges Geständnis ab, so verzichten die Geschädigten auf jede Verfolgung, wenn der Betrüger oder dessen Familie den Schaden wenigstens einigermaßen ersetzt. Natürlich wird einem solchen ungetreuen Angestellten das Zeugnis verweigert, und das ist gewöhnlich Veranlassung genug für ihn, um in das Ausland zu gehen, da er doch daheim keine Stelle mehr bekommt.

Daß diese Art und Weise, auch mit den Angestellten zu paktieren, zu den sonderbarsten Konsequenzen führt, geht aus folgendem Vorfall hervor. Ein in einem australischen Geschäft Angestellter verspielte an der Börse 4000 Pfund Sterling (80,000 Mark). Er hatte das Geld der Bankkasse entnommen und konnte es nicht wieder ersetzen. Er ging zu einem Rechtsanwalt, der ein alter Freund seines Vaters war, und vertraute sich ihm an.

„Ein böser Fall!" sagte der Rechtsanwalt. „Wieviel können Sie noch aus der Kasse nehmen, ohne sofort entdeckt zu werden?"

„Ungefähr 6000 Pfund Sterling."

„Nehmen Sie das Geld und kommen Sie damit morgen zu mir."

Am nächsten Tage zählte der Rechtsanwalt das mitgebrachte Geld sorgfältig durch, steckte 1000 Pfund Sterling in seine Tasche und sagte: „Das sind meine Gebühren." Dann gab er dem Diebe 1000 Pfund mit den Worten: „Das ist für Sie, damit Sie sich damit weiterhelfen können." Darauf setzte sich der Rechtsanwalt hin und schrieb an die Bank: „Der bei Ihnen angestellte Mr. X. hat 10,000 Pfund Sterling unterschlagen, die

er nicht ersetzen kann. Der Familie ist es unter Aufbietung aller Kräfte gelungen, 4000 Pfund Sterling zusammenzubringen. Falls Sie mit dieser Summe zufrieden sind und dem jungen Manne Straflosigkeit zusichern, sollen Sie das Geld haben."

Die Bank nahm den „Vorschlag zur Güte" an, und die Angelegenheit war damit erledigt.

Die englische Polizei duldet nicht nur das Unterhandeln der Diebe mit den Geschädigten, sondern auch Agenturen, welche die Vermittelung besorgen. Die Pariser Polizei dagegen duldet solche Unterhandlungen nicht. Die Folge ist, daß die französischen Einbrecher und Diebe sich ebenfalls der Londoner Agenturen bedienen, um mit den Geschädigten in Frankreich zu unterhandeln. Die Franzosen nennen die Inhaber dieser Agenturen bezeichnend: „Die Bankiers der Diebe." O. K.

Auch ein Forschungsreisender. — Die Stadt Czernowitz liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Pruth, der, durch den reißenden Czernemosch verstärkt, drei Meilen südöstlich von Czernowitz das Gebiet der Bukowina verläßt und dann bei Galacz sich mit der Donau vereinigt. Aber bei seinem Ausflusse aus der Bukowina berührt er einen Punkt, das sogenannte triplex confinium, wo drei Reiche, Rußland, Oesterreich und Rumänien, aneinander grenzen. Hier können die drei Monarchen jener drei Reiche persönlich einander sprechen und sich die Hände reichen, ohne daß einer von ihnen die Grenze seines Reiches zu überschreiten braucht.

Zur Zeit, als Rumänien noch ein Bestandteil der Türkei war, beschloß nun ein reicher und wunderlicher Lord aus London, die Nacht am Vorabende seines Namenstages in drei Kaisertümern zu schlafen und am Morgen in drei Kaisertümern sein Frühstück einzunehmen. Er reiste richtig ab und traf bei dem triplex confinium ein. Am Abend seiner Ankunft schlug er, dem Regen und Sturm mit englischem Gleichmute trotzend, auf der russischen Seite sein eisernes Feldbett auf, und nachdem er eine Tasse russischen Thees zu sich genommen hatte, streckte er seine Glieder auf dem Feldbette aus, mit dem Befehle an die mit Regenschirmen bewaffneten Diener, ihn nach einer Stunde zu wecken. Dies geschah; er bestieg seinen Reisewagen und

langte nach drei Sekunden in dem türkischen Reiche an, wo er abermals sein Feldbett aufschlagen ließ und nach dem Genusse einer Tasse türkischen Kaffees, wobei er eine Pfeife türkischen Tabaks rauchte, abermals sich schlafen legte. Die aufmerksamen Diener weckten ihn nach einer Stunde zum zweitenmal, und nach einer langen, aber glücklichen Reise von drei Sekunden langte er wohlbehalten im Kaisertum Oesterreich an. Hier stärkte er die von der Reise ermatteten Glieder durch eine Flasche Vöslauer vom Jahre 1811 und legte sich dann behaglich wieder nieder, um von seiner weiten Reise auszuschlafen. Nun ließen ihn die Diener eine anhaltende Ruhe genießen und thaten ein Gleiches, während ein österreichischer Zollwächter bei ihnen Wache hielt. Erst spät am Morgen erwachte der Lord und sah mit Staunen, daß einer seiner Diener nach Rußland zurückgereist war und dort schlief, der andere in der Türkei, der dritte in Oesterreich unter seinem Feldbette lag; er ließ also mittels reitender Stafette seine Diener aus der Türkei und aus Rußland zurückbeordern und dann sein Frühstück bereiten. Während seine Theemaschine brodelte, stellte er sich seinen dreibeinigen Feldstuhl so zurecht, daß jeder der drei Füße in einem anderen Kaisertum zu stehen kam; darauf nahm er nun mit dem ganzen Ernste eines echten Gentleman Platz und trank drei Tassen duftenden Thees gemächlich aus, ließ sich den Thatbestand seiner heroischen Expedition von dem Zollwächter amtlich beglaubigen und reiste nach London zurück, um die geographische Gesellschaft durch die Resultate seiner Forschungsreise in Erstaunen zu setzen. C. T.

Eine kostbare Hand. — Wie eng Barbarei und moderne Hyperkultur aneinander grenzen, ja oft zu denselben Erscheinungen führen, dafür liefert Nordamerika von jeher die drastischesten Beispiele. Eines der neuesten und schlagendsten ist jedenfalls die juwelengeschmückte Hand der amerikanischen Tänzerin Titenia, von der wir eine nach einer Photographie hergestellte Abbildung bringen. Diese transatlantische Bajadere begnügt sich nicht damit, sich mit kostbaren Armbändern und Ringen zu schmücken, von denen sogar Daumen und Mittelfinger einen tragen, sondern auf dem Handrücken ist mit Hilfe von goldenen Kettchen

auch noch eine Brosche befestigt, und die Fingernägel sind durchbohrt, dergestalt, daß man in jedem einen „Diamantring" befestigen konnte. Diese ebenso kostbare als geschmacklose Ausschmückung der Hand schlägt jeden bis dahin von Frauen halb-



Hand der amerikanischen Tänzerin Titenia.
Nach einer Photographie von Hall in New York.

wilder orientalischer Völkerschaften erreichten „Rekord". Miß Titenia macht bei ihrem abendlichen Auftreten durch die graziösen Bewegungen ihrer Hand, deren zahlreiche Diamanten im Glanze des elektrischen Lichtes in allen Farben blitzen und funkeln, großen Effekt und wird bei dem excentrischen Wesen der Amerikanerinnen wahrscheinlich auch bald „Schule machen", so

daß „Ladies“ mit Ohrringen in den Fingernägeln möglicherweise bald als neueste Errungenschaft in der Mode gelten werden. F. Z.

Aus dem Leben des Vogels Strauß. — Die Kraft und Widerstandsfähigkeit des Straußes ist außerordentlich, so daß er, wenn er sich verfolgt sieht, alle Barrieren und selbst eine dünne Wand durchbricht, ohne sich Schaden zu thun. Diese Kraft äußert sich auch in den Kämpfen der Strauße, wobei sie sich der langen Beine als Waffen bedienen, deren größte Zehe bisweilen ganz bedeutende Wunden verursacht. Ein Fußschlag des Straußes vermag einen kräftigen Mann zu Boden zu werfen, und man hat schon einen in Wut geratenen Vogel mit seinem Fuße eine dünne Eisenplatte durchschlagen sehen, hinter welche sich ein Mensch geflüchtet hatte. Im Augenblicke der Wut kennt der Strauß keine Furcht, selbst nicht einmal vor einer Lokomotive; hat man doch schon beobachtet, daß ein männlicher Strauß sich auf die Lokomotive eines daherbrausenden Eisenbahnzuges stürzte und natürlich von derselben zerschmettert wurde.

Der Strauß ist ein guter Tänzer, und jung und alt belustigt sich oft mit der Aufführung einer Art von Walzer. Wenn sie am Morgen zahlreich beisammen sind, eilen sie plötzlich davon, und haben sie eine Strecke von einigen hundert Metern durchlaufen, so halten sie auf einmal an und drehen sich mit emporgehobenen Flügeln rasch um sich selbst herum, bis sie übereinander hinwegpurzeln.

Wie manche andere Vögel zeigen auch die männlichen Strauße eine gewisse Eitelkeit, und sie nehmen eine stolze Haltung an, bevor sie zum Kampfe schreiten oder ihrem Weibchen den Hof zu machen suchen. Sie knieen dann nieder und bewegen die wagerecht ausgestreckten Flügel bald vor-, bald rückwärts, während der niedergebeugte Hals mit dem Rücken eine gerade Linie bildet. Die Federn sind alle gesträubt, und das Tier ist in diesem Augenblick so mit sich beschäftigt, daß es für die Außenwelt völlig blind scheint und man sich ihm nähern und es ergreifen kann. Seine Stimme klingt ganz eigentümlich, und wir sind kaum im stande, sie nachzuahmen.

Was die Nahrung des Straußes anbetrifft, so verschlingt

er fast alles, was ihm vor den Schnabel kommt, ohne sich dadurch den Magen zu verderben. Das Sprichwort vom „Straußenmagen" hat darum sein volle Berechtigung. Der Vogel verschlingt Orangen, wie kleine Schildkröten, junge Katzen, Knochen und dergleichen. Als man einmal eine hölzerne Kugel gegen einen Strauß rollen ließ, ergriff er dieselbe und verschlang sie auf der Stelle. Ein anderes Mal folgte er den Arbeitern, welche eine Barriere von Draht herstellten, und verschluckte die Drahtstücke, welche dabei abgeschnitten wurden.

Obgleich die Straußenweibchen weit zahlreicher sind als die Männchen, so leben diese Vögel doch meist in Monogamie. Das Männchen wählt sich ein Weibchen, mit dem es nach einiger Zeit ein Nest zu bauen beginnt. Es scharrt meist an einer einsamen Stelle eine Vertiefung in den Boden, welche sodann von dem Weibchen mit Grashalmen gepolstert wird. Nach Herstellung des Nestes legt das Weibchen alle zwei Tage ein Ei, und wenn 8 bis 15 Stück beisammen liegen, beginnt es zu brüten. Das Männchen steht ihm hilfreich zur Seite und löst es bereitwillig zur Nachtzeit ab. Wie oft wird uns heute noch erzählt, daß der Vogel das Brutgeschäft während des Tages den warmen Sonnenstrahlen überlasse. Das ist jedoch ein Irrtum, denn das Weibchen brütet regelmäßig von morgens gegen acht bis nachmittags gegen vier Uhr und verläßt das Nest nicht einen Augenblick ohne Not, während der Nacht aber sitzt es an der Seite des brütenden Gatten und schläft.

Es ist nicht immer leicht, ein Straußennest zu entdecken, wenn das Weibchen darauf sitzt. Dieses streckt nämlich seinen Hals und seinen Schwanz wagerecht aus, und sein Gefieder ist hinsichtlich seiner Färbung schwer von dem Boden seiner Umgebung zu unterscheiden. Man hält es von weitem vielleicht für einen Stein oder Ameisenhaufen. Auch das Männchen ist durch seine Färbung gut geschützt, wenn es während des Tages auf der Lauer liegt und wacht.

Das Straußennest wird nach und nach durch eine kleine Erhöhung vervollständigt, welche sich bald nach dem Beginn des Brütens bildet. Das brütende Weibchen streckt nämlich fortwährend seinen langen Hals aus, füllt den Schnabel mit Sand

oder kleinen Kieseln an und läßt sie dann um seinen Körper herum niederfallen. Diese Ablagerung ist aber sehr nützlich, denn sie verhindert nicht nur die Eier, aus dem Neste zu fallen, sondern sie hält auch den Regen ab, in das Nest zu dringen.

Sind die jungen Vögel vollständig entwickelt, so öffnen sie von innen die harte Schale, um herauszuschlüpfen, ohne daß die Alten nötig hätten, mit ihren Schnäbeln zu Hilfe zu kommen. Das Junge gelangt demnach ans Tageslicht, ohne daß ihm jemand von außen beisteht, und je schneller es erscheint, desto besser. Denn wenn einige Tage nach der Geburt des ersten Kleinen vergangen sind, verläßt die Mutter das Nest und hört auf zu brüten.

Kurz vor dem Ausschlüpfen lassen die Kleinen eigentümliche Laute und ein Geräusch vernehmen, das sie mit ihrem Schnabel bei Durchbrechung der Schale verursachen. Endlich ans Tageslicht gekommen, zeigen sie sich ungemein schwach und völlig unfähig, während der ersten vierundzwanzig Stunden das mindeste zu sich zu nehmen. Sie können sich nicht einen Augenblick aufrecht erhalten, ihr Kopf und ihre Beine sind aufgeschwollen, und gegen alle äußeren Eindrücke zeigen sie sich durchaus gleichgültig. Bald jedoch bedienen sie sich ihrer Beine und spazieren in Begleitung der Alten umher, von denen sie bewacht und verteidigt werden, sobald ihnen eine Gefahr droht. Wie viele andere Tiere unterscheiden auch die alten Strauße sofort die aus anderen Nestern kommenden Jungen und verhalten sich kalt und teilnahmslos gegen sie.

Oft drängen sich an ein Straußennest andere Weibchen heran, um ihre Eier in dasselbe zu legen; das pflegt dem Männchen sehr zu mißfallen, und meist verschwindet es dann auf Nimmerwiedersehen.

L. Haschert.

Die siebente Todsünde. -- Nachdem Eugen Sue im Jahre 1842 den großen Roman „Die Geheimnisse von Paris" mit ungeheurem Erfolge veröffentlicht hatte, beeiferten sich die Verleger der Pariser Hauptzeitungen, um von dem berühmten Autor dessen neue Geistesprodukte zum ersten Abdruck in den Feuilletonspalten ihrer Blätter zu erlangen, und sie boten ihm dafür ungeheure Honorare. Alle aber überbot schließlich Doktor Louis

Veron, der Herausgeber und Besitzer des „Constitutionel", der mit Sue einen Kontrakt abschloß über die Lieferung von mehreren Romanen. So erschien denn in seiner Zeitung zuerst „Der ewige Jude", und dieser ebenfalls höchst erfolgreiche Roman bewirkte, daß die Zahl der Abonnenten des „Constitutionel" sich rasch um viele Tausende vermehrte. Danach brachte Sue den Romancyklus „Die sieben Todsünden". Sechs dieser Todsünden erschienen nach und nach in Verons Zeitung und wurden von zahllosen Lesern mit Heißbegier verschlungen. Dann kam endlich die siebente und letzte Todsünde, der Roman „Die Schlemmerei", an die Reihe. Veron, selbst ein Lebemann allerersten Ranges, vertiefte sich vor dem Abdrucke mit einem gewissen Interesse in die Lektüre gerade dieses Manuskripts, gelangte aber zu seiner unliebsamen Ueberraschung und zu seinem nicht geringen Verdruß zu der sicheren Ueberzeugung, daß der darin geschilderte Hauptschlemmer niemand anders als er selbst sei, allerdings verkappt unter einem anderen Namen, aber doch so deutlich erkennbar, daß nach seiner Meinung darüber gar kein Zweifel bestehen konnte. Das ging ihm über den Spaß. „Wenn ich diese Charakterschilderung in meiner Zeitung erscheinen lasse, so wird jedermann in Paris rufen: ‚Das ist Veron selbst, wie er leibt und lebt, ißt und trinkt!'" dachte der würdige Doktor. „Man würde über mich lachen und spotten. Welch ein gutes Futter zu pikanten Einfällen und Notizen würde das sein für die Konkurrenzzeitungen, besonders aber für die Witzblätter, die ohnehin schon immerfort mich zerzausen!"

Der Gedanke war ihm unerträglich. Er ließ anspannen und fuhr unverzüglich mit dem Manuskript zu Sue.

„Bester Sue, dies kann ich unmöglich drucken lassen," sagte er zu ihm.

„Warum nicht, lieber Doktor?" fragte der Autor.

„Weil Sie darin mich persönlich als allergrößten Schlemmer geschildert haben."

„Was hat Sie auf eine solche Idee gebracht?"

„Das wird jeder Leser sofort vermuten."

„Herr Doktor, Sie sind doch von Haus aus, ebenso wie ich selbst, eigentlich Mediziner, haben früher auch als Arzt praktiziert."

„Gewiß.“

„Dann müssen Sie also auch über krankhafte Einbildungen einigermaßen Bescheid wissen.“

„Sehr genau sogar.“

„Nun, ich befürchte, daß Sie selbst zur Zeit in solcher unglückseligen Einbildung befangen sind.“

„Herr Sue, Sie können mich nicht täuschen!“ rief Veron erregt. „In Ihrem Roman haben Sie niemand anders als mich geschildert, und zwar haben Sie das absichtlich gethan.“

„Nein.“

„Doch. Es ist nicht daran zu zweifeln. Ich lasse die siebente Todsünde nicht in meiner Zeitung erscheinen, weil ich nicht zum allgemeinen Gespötte werden will.“

„Und unser Kontrakt?“

„Ich erkläre ihn für aufgehoben.“

„Dann lasse ich diesen Roman im „Siècle“ erscheinen, der mir neuerdings wiederholt sehr vorteilhafte Anträge gemacht hat.“

„Nun, so thun Sie das!“ rief Veron. „Ich vermag es leider nicht zu verhindern. Adieu, Herr Sue!“

„Adieu, Herr Doktor!“

So schieden sie voneinander, gänzlich entzweit. Der wunderliche Vorfall blieb natürlich kein Geheimnis, das zur Folge hatte, daß man nunmehr erst recht die Schlemmerfigur in dem siebenten Todsündenroman schadenfroh und spottlustig direkt für Verons Porträt hielt, als der Roman im „Siècle“ erschien, welche Zeitung, sowie auch die „Presse“ fortan die neuen Werke Sues zuerst veröffentlichten. F. L.

Warum es in China keine Schauspielerinnen giebt. — In China ist das Theater bekanntlich ein Vergnügen, dem sich die Chinesen aller Klassen mit einer wahren Leidenschaft hingeben. Merkwürdigerweise ist das Theater aber nicht eine der uralten chinesischen Einrichtungen, es ist vielmehr erst, nach glaubwürdigen Nachrichten, am Ende des 7. Jahrhunderts in China eingeführt worden, und zwar kam es von Völkern, die im Westen des chinesischen Reiches wohnen. Damals regierte in China der Kaiser Tang Ming Huang. Er gilt in der Geschichte

für sehr vergnügungssüchtig, und so ist es erklärlich, daß er dem neuen Vergnügen des Theaters ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Er suchte das Theaterspielen in China möglichst zu verbreiten und förderte es, so gut er konnte. Er errichtete sogar eine eigene Theaterschule, in welcher Hunderte von jungen Männern und Mädchen in der Schauspielkunst ausgebildet wurden. Das Haus, in dem die Schule war, befand sich in einem Birnbaumgarten, und in der blumenreichen Sprache der Chinesen hießen die Schüler „die Brüder und Schwestern aus dem Birnbaumgarten“. Noch heute führen die Schauspieler in China diesen Namen. Schauspielerinnen giebt es aber nicht mehr, und alle Versuche, sie wieder einzuführen, sind daran gescheitert, daß ein kaiserliches Edikt aus dem vorigen Jahrhundert besteht, welches das Auftreten von Schauspielerinnen auf der Bühne verbietet. Wie dieses Verbot entstand, das ist eine ganz romantische Geschichte.

Unter den Schülerinnen, die im Anfang des 18. Jahrhunderts in der Theaterschule ausgebildet wurden, befand sich eine, die so schön war, daß der damals regierende Kaiser Yung Tsching sich in sie sterblich verliebte und es durchsetzte, sie zu heiraten und zur Kaiserin zu machen. Im Jahre 1736 folgte der Sohn des Kaisers und der Schauspielerin, Namens Kien Lung, seinem Vater als Regent, und seine sechzigjährige Regierung ist eine der weisesten und gerechtesten gewesen, welche die chinesische Geschichte zu verzeichnen hat. Im ersten Jahre seiner Regierung veranlaßte ihn nun seine Mutter, ein Verbot zu erlassen, daß Frauen auf der Bühne auftreten dürfen. Sie that das aus Eitelkeit, denn sie wollte nicht mehr durch Schauspielerinnen an ihre Herkunft erinnert werden. Der Kaiser erfüllte den Wunsch seiner Mutter, und das Edikt vom Jahre 1736 verbot ein für allemal die Darstellung von Frauenrollen durch Frauen. Seit jener Zeit werden in China auch die Frauenrollen von Männern in Frauenkleidern dargestellt. A. O. K.

Ludwig der Geizhals. — König Ludwig I. von Bayern war sehr ökonomisch und galt darum bei vielen für geizig. Er konnte im Schloßthor umwenden, um sich statt des guten Regenschirms seinen „alten“ holen zu lassen, „weil es regnete“.

Er führte oft kein Geld bei sich; da traf es sich aber einmal, daß er einen Blumenstrauß für zwölf Kreuzer bei der Verkäuferin am Hofgarten borgte und sie am anderen Tag durch einen seiner Bedienten befriedigen ließ. Den Bedienten ließ er dann zu sich rufen, um ihm — die zwölf Kreuzer zurückzuerstatten, während dieser wie die Blumenverkäuferin sich auf eine „königliche Bezahlung" gespitzt hatten.

Bei einem starken Regenguß, der ihn in der Vorstadt überfallen, trat er in einem kleinen Hause unter und hörte bald laut, bald leise über sich weinen und wimmern. Er ging den Lauten nach und trat in ein ärmliches Zimmer, wo eine Frau mit ihrem Kinde neben einem Krankenlager saß. Er erfuhr, daß der Mann, ein Maurer, vom Gerüste gefallen und arbeitsunfähig geworden sei; ohne Verdienst fehle nun alle Nahrung, denn alle Bemühungen, eine Unterstützung zu erhalten, seien vergeblich gewesen.

„Seid Ihr denn schon," fragte Ludwig, „beim König gewesen?"

„Ach, bei dem Geizhals," war die Antwort, „ist vollends nichts zu holen."

Der König, der sich unerkannt sah, bestellte die Frau unter einem Vorwand aufs Schloß, und dort erhielt sie eine Rolle mit hundert Gulden unter der Aufschrift: „Von Ludwig dem Geizhals."

W. Stelljes.

Die Aussichten der drahtlosen Telegraphie. — Die günstigen Resultate, welche in letzter Zeit die praktischen Versuche mit dem Marconischen Apparate ergeben haben, sowie der Umstand, daß sich in England eine Gesellschaft zur Verwertung dieser Erfindung gebildet hat, lassen es begreiflich erscheinen, daß man über die Aussichten der drahtlosen Telegraphie Näheres zu erfahren wünscht.

Nun ist es immer ein mißliches Ding, über den Erfolg neuer wissenschaftlicher Errungenschaften, die der Industrie oder dem Verkehrswesen dienstbar gemacht werden können, Vorbeurteilungen aufstellen zu wollen, da diese nur zu häufig der Gefahr unterliegen, wie Wettervorhersagungen von der Praxis dementiert zu werden. Wir wollen uns daher zunächst darauf beschränken,

handgreifliche Irrtümer in Beurteilung der finanziellen Aussichten der drahtlosen Telegraphie aufzuklären.

Unter diesen Irrtümern ist der verbreitetste der, daß infolge des Entbehrlichwerdens der Telegraphenleitungen und des daraus resultierenden Wegfallens der Verzinsung der dafür erforderlich gewesenen enormen Anlagekapitalien auch eine Verbilligung und Vervielfältigung der aufgegebenen Telegramme stattfinden müsse. Es wird dabei übersehen, daß jene elektrischen Apparate, mittels welcher im letzten Jahre allein in Deutschland einige 45 Millionen Telegramme befördert wurden, niemals durch drahtlose Telegraphenanlagen werden ersetzt werden können. Der Telegraph und das Telephon können überhaupt nicht mehr durch irgend welche dem Gedankenverkehr dienende Erfindungen entbehrlich gemacht und verdrängt, sondern höchstens noch vervollkommnet werden; sie sind für Benutzung durch die breiten Massen bestimmt, sie ermöglichen ein rapides Korrespondieren zwischen örtlich weit voneinander getrennten Privatpersonen und dienen nicht nur zum Austauschen von Signalen zwischen Befehlshabern von Truppen oder Schiffen über verhältnismäßig beschränkte Entfernungen.

Das Publikum begeht nur zu häufig den Irrtum, bei Beurteilung neuer und hervorragender Erfindungen von deren epochemachendem wissenschaftlichen Wert auf eine gleich hohe kommerzielle Bedeutung zu schließen, wobei außer Augen gelassen wird, daß erfahrungsmäßig nur ein Bruchteil der wichtigsten Errungenschaften in hervorragender Weise auch für Erwerbszwecke verwendbar gemacht werden konnten.

Als am 19. Oktober 1783 die beiden kühnen Franzosen Pilâtre de Rozier und der Marquis d'Arlandes als die ersten es wagten, mit einem Ballon in die Lüfte zu steigen, und von diesem Ausfluge in das Luftmeer wohlbehalten zurückkehrten, da glaubten zahllose Personen, daß nunmehr die Passagierbeförderung durch die Post ein Ende nehmen und durch die Luftschiffahrt ersetzt werden würde. Die zuversichtlichen Erwartungen auf glänzende, durch Ballonfahrten zu erzielende pekuniäre Gewinne, die selbst von erfahrenen Finanzmännern gehegt wurden, erwiesen sich indessen bald als utopisch, und wie bekannt hat sich bis auf

den heutigen Tag die Benutzung von Aërostaten für Verkehrszwecke als eine vollkommen verfehlte Idee erwiesen.

Nun darf man allerdings der drahtlosen Telegraphie einen ungleich höheren praktischen Wert beimessen als selbst den unter Umständen ganz nützlichen Fesselballons, und aërographische, also drahtlose Telegramme werden in unserer Zeit wohl täglich der Schiffahrt die wertvollsten Dienste leisten. Bezüglich der Rentabilität dieser überaus interessanten, die Aetherschwingungen dienstbar machenden Erfindung empfiehlt es sich indessen, sich keinen Illusionen hinzugeben und jenen überschwenglichen Anpreisungen mit Mißtrauen zu begegnen, die von finanziellen Erträgnissen fabeln, wie sie durch die Telegraphen- und Telephonanlagen erzielt worden sind und noch gewonnen werden.

Auf Gewinne innerhalb bescheidener Grenzen wird nur gerechnet werden dürfen, wenn einzelne Regierungen die neue Erfindung für militärische Zwecke ankaufen, und sofern die großen Schiffahrtsgesellschaften und Reedereien ein Recht für Benutzung der durch Patente geschützten Vorrichtungen zum Depeschieren ohne Leitungsdrähte erwerben, wobei aber nicht außer acht gelassen werden darf, daß die Erfindung eine noch unfertige ist und eine Konkurrenz durch Verwertung anders gestalteter und vollkommenerer Instrumente in unferner Zeit unausbleiblich ist. Ajo.

Ackerbau in Deutsch-Neu-Guinea. — Wir wissen, daß in einigen Teilen der asiatischen Türkei noch der aus früheren Kulturepochen stammende Holzpflug in Verwendung ist, aber selbst dieser bezeichnet eine verhältnismäßig hohe Kulturstufe gegenüber der Art, wie die Eingeborenen der großen australischen, zum Teil dem deutschen Kolonialgebiete angehörigen Insel Neu-Guinea, die Papuas, ihr Feld bestellen. Es ist die denkbar einfachste Art des Ackerbaues, denn als Pflug dienen zugespitzte Knüppel. Unsere deutschen Bauern würden nicht wenig die Augen aufreißen, wenn sie sehen könnten, wie ihre schwarzen „Landsleute" im fernen Osten den Acker „pflügen". Die Arbeiter stellen sich, jeder mit zwei starken Knüppeln in den Händen, in Reihen auf, und alle stoßen auf ein Zeichen des Vorarbeiters oder Herrn gleichzeitig mit aller Kraft die Knüppel

mit den zugespitzten Enden in den Boden und biegen sie dann nach rückwärts um, so daß der in der Erde steckende Teil als Hebel wirkt. Dadurch wird eine etwas unregelmäßige und nicht



Papuas beim „Pflügen“ eines Feldes.

tiefe, aber für die dortige Feldbestellung vollkommen genügende Furche ausgehoben. Dann wiederholt sich derselbe Vorgang ein Stückchen weiter, und Furche auf Furche wird gebildet mit einer in der That erstaunlichen Schnelligkeit. In ein paar Stunden

haben die Papuas mit Hilfe dieses verblüffend einfachen Verfahrens eine kleine Waldblöße umgepflügt, auf der nun Mais, Zuckerrohr, Melonen oder Pataten gepflanzt werden, die im Verein mit Bananen und Kokosnüssen die pflanzliche Nahrung dieser nackten Wilden bilden, während die Jagd auf alles, was fleucht und kreucht, schwimmt, gleitet, läuft und krabbelt, sie mit Fleisch versorgt. F. Z.

Der erste Reim auf Deutschland. — Auf das Wort Deutschland werden viele vergebens, gerade wie auf das Wort „Mensch“, einen Reim suchen. Der Schriftsteller A. Schnezler hat das Verdienst, den ersten Reim auf Deutschland erfunden zu haben. In seiner humoristischen Rhapsodie „Delirium rimans“ kommt folgende Stelle vor:

„O, daß reimen sich auf Erden
Alles Ungereimte ließe!
Bald zu einem Paradiese
Würde sie dem Menschen werden,
Der doch selbst vor allen Dingen
Ist in keinen Reim zu bringen;
Und vor Allem du, o Deutschland,
Dem so mancher Funkenstern,
Drauf du sehnlich dich gefreut, schwand
In ein ödes Dunkel fern!
Mögst du von des Nordmeers Sunde
Bis zum Saum des Alpenkranzes
Dich zu einem Riesenbunde
Einen, als gereimtes Ganzes!“ C. T.

Die Tabakoper. — Altbekannt ist die nur sehr langsam erfolgte Einführung der indianischen Gewohnheit des Rauchens in Europa und wie viele Schwierigkeiten dabei überwunden werden mußten.

Während der ersten sechzig Jahre nach der Entdeckung Amerikas und des dort wachsenden und von den Eingeborenen gerauchten Tabaks begnügten sich die seefahrenden Spanier und Portugiesen, nachdem sie selbst das Rauchen und Schnupfen sich angewöhnt, die getrockneten Blätter des Tabaks nach Europa

zu bringen und einzeln zu verkaufen. Erst im Jahre 1558 brachte Hernandez de Toledo Tabaksamen nach Portugal, und es wurden dann in einigen Gärten bei Lissabon die ersten Tabakpflanzen auf europäischem Boden gezogen. Jean Nicot, der französische Gesandte am portugiesischen Hofe, sah dort diese botanische Neuheit, interessierte sich dafür und nahm 1560 bei seiner Rückkehr nach Paris einige Pflänzlinge und auch Samen des Tabaks mit für die Königin Katharina von Medici, welche huldvoll dies Geschenk von ihm annahm und die Pflänzlinge und den Samen ihrem Gärtner anvertraute, der mit allem Eifer dann das Pflanzen, Säen und fernere Gedeihen dieser interessanten Neuheit besorgte. Aus Schmeichelei nannten die Höflinge die neue Pflanze „Das Kraut der Königin", die Gelehrten aber schufen dafür die lateinische Bezeichnung „herba nicotiana", und dadurch erlangte der würdige Gesandte, von dem man sonst heutzutage wohl nichts wissen würde, ganz unvermutet die Unsterblichkeit seines Namens in der botanischen Wissenschaft, denn nach ihm wird auch noch jetzt das im Tabak enthaltene Gift „Nikotin" genannt.

Nach dem Tode seines älteren Bruders Franz II. wurde Karl IX. als elfjähriger Knabe zu Rheims gekrönt; seine herrschsüchtige Mutter Katharina von Medici führte für ihn die Regentschaft. Der jugendliche Karl litt häufig an heftigen Kopfschmerzen, und man riet dafür seitens der Aerzte den Schnupftabak als vortreffliches Schmerzlinderungs- und sogar gutes Heilmittel an. So mußte trotz seines Widerwillens der kleine König viele große Prisen „Espagnol" (wie man damals den Schnupftabak nannte) in seine Nase stopfen. Um ihm den Widerwillen zu vertreiben und ihn zum fleißigen Gebrauch dieser „Arznei" zu ermutigen, fing seine Mutter selbst das Schnupfen an, was zur Folge hatte, daß sehr bald die Hofdamen dasselbe thaten, dann die Herren des Hofes, sowie andere vornehme Personen und endlich auch die Bürgersleute.

Unterdessen entbrannte in anderen Ländern der grimmigste Verfolgungskrieg gegen das edle Tabakkraut und den Genuß desselben. In England, Deutschland und Rußland eiferte die Obrigkeit gegen die vermeintliche Unsitte, die sie für volks-

verderblich hielt. Doch in Frankreich, wo man zuerst mehr schnupfte als rauchte, und in Spanien und Portugal, wo man viel rauchte und schnupfte, hatte sich bei hoch und niedrig, bei reich und arm der Tabakgenuß bereits so fest eingebürgert, daß dort solche Verfolgungen nicht stattfanden. Zwar wurde in Portugal von einigen Tabakfeinden einmal ein solcher Verfolgungs- oder Ausrottungsversuch unternommen, aber ganz vergeblich, denn der allgemeine Unwille des Volkes erhob sich laut und stürmisch dagegen.

Bei jener Gelegenheit nun, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, vereinigten ein begeisterter Dichter und ein begabter Musiker, beide ohne Zweifel auch eifrige Raucher und Schnupfer, ihre künstlerischen Talente und schufen gemeinsam eine merkwürdige Oper, in welcher sie poetisch und musikalisch den Nutzen und die Annehmlichkeiten des Tabaks verherrlichten. Unter ungeheurem Zudrang und lautestem Beifall des Publikums wurde das sonderbare Musikstück oftmals in Lissabon aufgeführt.

„Lob und Preis des Tabaks" ist der Titel dieser Oper. Schauplatz der Handlung ist ein Hain bei einer Tabakplantage auf der Insel Tabago in Westindien. Zu Anfang erscheinen phantastisch kostümierte und mit hohen Federkronen geschmückte Indianer nebst ihren Weibern und Kindern, unter Führung ihrer alten weißbärtigen Häuptlinge und Priester, und alle zusammen singen im Chor das Lob des Tabaks und ihrer schönen Tabakinsel. Die ehrwürdigen Priester preisen singend alle die Völker, Inseln und Länder glücklich, welchen die Gottheit solche herrliche Wohlthat verliehen. Darauf großes pantomimisches Ballett, bis der Tanz durch einen gewaltigen Sturm unterbrochen wird, den jedoch die Priester zu beschwichtigen wissen, indem sie, geheimnisvolle Zauberformeln singend, Tabakstaub in die Luft streuen. Der Sturm ist nämlich sichtbar „in Person" auf der Bühne erschienen, und zwar in Gestalt von Boreas, Aeolus und noch anderen Sturmgöttern. Diese Sturmgötter können die in die Luft gestreuten Prisen Schnupftabak nicht vertragen, sie müssen fürchterlich niesen und machen sich schleunigst davon, worauf wieder der fröhliche Tanz beginnt. Zum Schluß wird um eine Art Opferaltar, von dem der angenehm duftende blaue

Rauch brennender Tabakblätter aufsteigt, ein großes Ballett getanzt.

Die Oper erregte Enthusiasmus. Die Gegner des Tabaks in Portugal verstummten. Und auch anderwärts verstummten allmählich die Gegner, denn der Tabak war siegreich überall. F. L.

Von Geisterhand. — Im Sommer des Jahres 1816 unternahm der preußische Staatskanzler Fürst Hardenberg eine Erholungsreise durch die Insel Rügen. Sein Mitarbeiter an dem glücklich vollendeten Befreiungswerk, der auf Rügen geborene Dichter Ernst Moritz Arndt, ließ es sich nicht nehmen, den Fürsten bei seinen Wanderungen zu begleiten und während seines Aufenthalts auf der Insel sein Führer zu sein. Erinnerungen an die große jüngst verflossene Zeit wurden zwischen beiden getauscht, und der Fürst gedachte dabei auch der epochemachenden Schrift des Dichters „Der Geist der Zeit", die einst das Volk zur Erhebung aufforderte. Beim Durchschreiten eines Gehölzes bog Arndt, der vorausschritt, die Zweige auseinander, ließ sie zu früh los, und ein Zweig schnellte dem ihm folgenden Fürsten heftig ins Auge. Hardenberg mußte sich für längere Zeit in ärztliche Behandlung begeben, doch behielt er noch nach Monaten ein blau unterlaufenes Auge. Als ihn König Friedrich Wilhelm III. bald darauf frug, woher das Uebel eigentlich stamme, erwiderte der liebenswürdige Fürst, ohne Arndt zu nennen: „Es stammt von Geisterhand, Majestät! Der „Geist der Zeit" hat mich etwas zu kräftig berührt!" J. W.

Noten wegen Noten. — Die berühmte Sängerin Henriette Sontag — von der ihre gleich berühmte Kunst- und Zeitgenossin Angelika Catalani sagte: „Sie ist groß in ihrem Genre, aber ihr Genre ist nicht groß!" — vermählte sich 1828 mit dem italienischen Grafen Rossi, der derzeit sardinischer Gesandter im Haag war, aber einige Jahre später auf Wunsch des Zaren Nikolaus an dessen Hof in gleicher Eigenschaft von seinem König, Karl Albert von Sardinien, geschickt wurde. Der Zar, ein großer Verehrer der Gesangskunst der Gräfin, veranlaßte diese, in Petersburg in einigen ihrer früheren Glanzrollen aufzutreten, allerdings nur vor einem geladenen, selbstverständlich sehr distinguierten Publikum. Immerhin erschien aber doch die Frau Ge-

sandtin auf der Bühne, was in Turin sehr übel vermerkt wurde. Der König Karl Albert verbot seinem Gesandten entschieden jedes Auftreten seiner Gemahlin als Bühnensängerin. In der betreffenden Note war das Wort „unpassend" gebraucht worden, worüber der Zar sich äußerst entrüstete.

Eine scharfe Gegennote ging nach Turin, worin es hieß: „Alles, was am Hofe Seiner Majestät des Zaren sich zutrüge, dürfe niemals und von keinem, er sei wer er wolle, unpassend gefunden werden."

Der über diese Note, die einer Zurechtweisung gleich kam, begreiflicherweise empörte König von Sardinien ließ eine sehr scharf gehaltene Antwort nach Petersburg ergehen, der noch weitere Noten gleicher Art herüber und hinüber folgten, so daß schließlich dieser Wechsel von diplomatischen Noten wegen auf der Bühne gesungener Noten sich so zuspitzte, daß der Zar drohte, alle Beziehungen zu dem Turiner Hofe abzubrechen.

Der König Karl Albert war der Schwächere, wohl oder übel also mußte er nachgeben. Niemals aber hat er diese diplomatische Niederlage, die er wegen der Gemahlin seines Gesandten erleiden mußte, diesem und ihr verziehen. C. Sp.

Napoleons I. Einzug in Thorn. — Am 2. Juni 1812 kam Napoleon I. nach Thorn. Von diesem Einzuge gab der württembergische Oberst Freiherr v. Rotenhan folgende anschauliche Schilderung. Schon lange vor seiner Ankunft trieben polnische Lanciers von der Garde die Leute aus dem Wege. Endlich ritt der Kaiser mit seinem Gefolge über die Brücke. Vor ihm her ging mit gezogenem Degen, keuchend und schwitzend, ein dicker Oberst der Elite-Gendarmerie; dicht hinter dem Pferde des Kaisers folgte ein Hauptmann von derselben Truppe mit sechs bis acht wahrscheinlich gedungenen Gassenbuben, denen er von Zeit zu Zeit so laut, daß es Napoleon notwendig hören mußte, zurief: „Allons donc, criez!" (Vorwärts, so schreit doch!) Und wenn die unglücklichen Bengel dieser freundlichen Aufforderung nicht gleich nachkamen, so versetzte er dem ihm nächsten ein paar derbe Rippenstöße, worauf dann der Chor gehorsam ein kurzes Geheul: „Vive l'empereur!" anstimmte. Von diesem Einzuge in Thorn aber hieß es dann in den französischen Zei-

tungen: „Die Luft wiederhallte von den lebhaften Zurufen und dem Freudengeschrei: Es lebe der Kaiser!" D.

Der Branntwein und die Bienen. — Kälte, sowie Hunger machen die Bienen lahm. Taucht man hungrigen, frierenden Bienen das Köpfchen in Honig, so lecken sie daran, werden wieder munter und machen sich sofort wieder an ihre Arbeit. Wenn man ihnen aber Honig mit Branntwein vermischt vorsetzt und sie davon naschen, dann bekommen sie einen Rausch. Sie fliegen taumelnd umher und können ihre Heimat nicht finden — kurz, die Welt scheint auch ihnen rund umzugehen. Leider lernen sie das verhängnisvolle Gift ebenfalls bald lieben und kommen mehr zu trinken. Bald verlernen sie dabei das Selbsthonigsammeln und werden faul. Hungern sie dann, so wollen sie stehlen und suchen sich in andere Stöcke einzuschleichen. Sie werden dann sogenannte „Raubbienen", und so werden selbst Tiere durch den Genuß starker Getränke entsittlicht. W. H.

Henker-Doktoren — das heißt Henker, die mit der Doktorwürde ausgezeichnet wurden, hat es im 17. Jahrhundert einst gegeben. Damals war's, als in Stuttgart vier Brüder, Martius, Jakob, Andreas und Johann Bickel, mit ihrem unansehnlichen Richtschwert, das unter seinem Griffe den Spruch eingeätzt trug: „Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses!" innerhalb eines Zeitraums von 31 Jahren (1660 bis 1691) nicht weniger wie 315 Delinquenten vom Leben zum Tode gebracht hatten. Das Enthaupten wurde ehedem in Stuttgart an der sogenannten „Hauptstatt", vor dem Hauptstätterthor nämlich, und anfangs zu ebener Erde vorgenommen, bis Anno 1581 eine 1½ Fuß hohe, kreisrunde Mauer, innen ganz mit Erde ausgefüllt, zu diesem Zwecke aufgerichtet ward. „Der Käs" nannte der Volksmund alsbald diese runde Erhöhung, die freilich einem Laib Käse so ziemlich gleich sah.

Im Jahre 1680 begab es sich, daß die beiden ältesten Gebrüder Bickel, Martius und Jakob, soeben zwei armen Sündern, einem Mörder aus Stuttgart und einem Brandstifter aus Feuerbach, den Garaus zu machen hatten, als gerade Kaiser Leopold I., von Nürtingen kommend, des Wegs geritten kam und am „Käse" die Hinrichtung mit ansah.

Bei dieser Gelegenheit nun sollen die beiden, den Arm der Gerechtigkeit vertretenden Brüder mit solchem „Anstande", so viel „Kunstfertigkeit und Accuratesse" ihr blutiges Amt ausgeübt, auch „sonder Plagh für die armen Sünder verricht" haben, daß der begeisterte Kaiser allen beiden die Doktorwürde verlieh, und sie dadurch berechtigte, als Aerzte zu wirken und „allerlei äußere Leibesschäden zu heilen nach ihrem bestlichen Wissen". — Von Stund' an nannten und schrieben also die beiden Henker sich „Doktoren", als wohl die einzigen praktischen Aerzte, die zugleich „promovierte Scharfrichter" waren. **K. R.**

Das boshafte Beispiel. — Der Professor der Philosophie Dr. Lenning in B., von dem alle Welt wußte, daß seine Ehehälfte ihn in maßlosester Weise knechte, liebte es, im Examen dafür seinerseits die Kandidaten mit raffinierter Grausamkeit zu zwiebeln. Mit Zittern und Zagen gingen denn auch die Examinanden zu ihm in die Tortur des Examens. Mitunter indessen fand sich doch einer, der ihn mit einem wohlgezielten, gut sitzenden Hiebe meisterte.

„Was verstehen Sie unter einer Antinomie, Herr Kandidat?" fragte er einmal einen Examinanden.

„Eine Antinomie ist der Widerspruch zwischen zwei Gesetzen, der Widerspruch zwischen der theoretischen Vernunft und dem Verstande, der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, überhaupt, der Widerspruch auch zwischen einem Wort und dessen Sinn und Bedeutung."

„Ganz gut, Herr Kandidat, immerhin aber etwas dunkel. Wollen Sie deshalb Ihre Definition durch ein Beispiel erläutern. Sie werden doch eins bei der Hand haben?"

„O gewiß, Herr Professor," entgegnete der Examinand mit boshaftem Lächeln, „sogar ein sehr naheliegendes und sicher vollauf genügendes. Der Ehemann ist der Hausherr, aber sehr oft nicht der Herr im Hause!"

Nach dieser von den Zuhörern mit kaum verhehltem Vergnügen aufgenommenen Antwort verschonte ihn der Professor mit weiteren Fragen. **C. Sp.**